eXperimenta

Herbst 16/

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

HinterHaus

Die Winkel von Traben-Trarbach

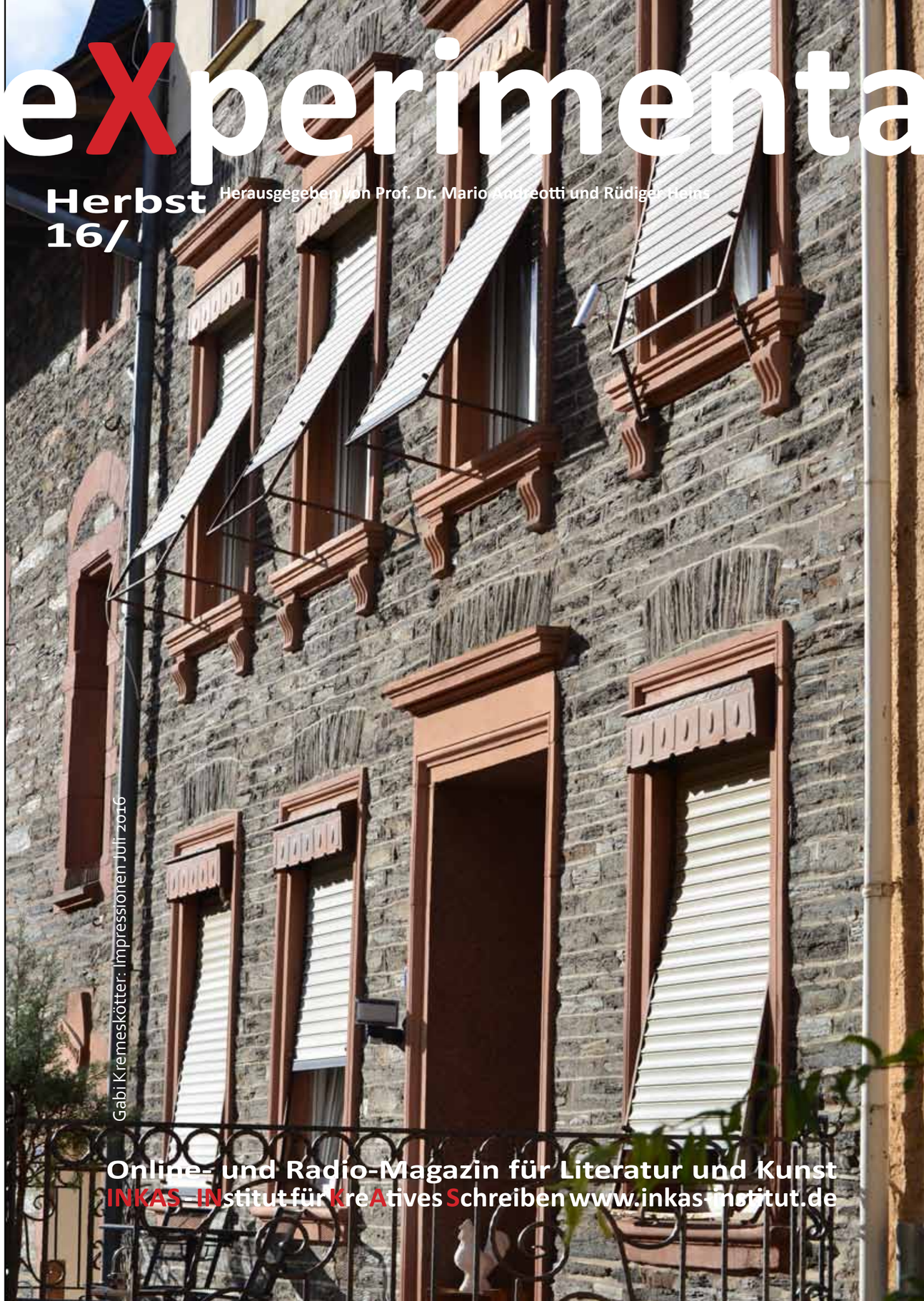
Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben www.inkas-institut.de

Inhalt Seite

Titelbild: Gabi Kremeskötter: Nebel im Tal

Editorial Gabi Kremeskötter 4
Die alte Dame des Hauses lächelt Gabi Kremeskötter 5
Hinterhof, zweite Tür links Jutta Rülander 8
Revolution! Christian Sünderwald 16
Eduard Gregor van Dülmen 26
Denn alle Gegenwart heißt: Widerstand Stefanie Golisch 33
Die Ätna-Trilogie Teil Eins Jens-Philipp-Gründler 46
„...und weigere mich, ein Held zu sein" Marion Anderotti im eXperimenta-Interview 52
Mittwochs mit Maria Alexandra Gutzke 58
Lyrik Johanna Klara Kuppe 60
Wenn Herbst wird Mariane Liebold 66
Soß DaDa Markus Prem 67
Wie ein Traum Şafak-Sariçiçek 69
Die schrecklichen Kinder der Neuzeit an einem herrlichen Tag Robert Linke 70
Dunkle Tiefen Peter Jabulowsky 78
Licht Markus Böhme 81
Rüdiger und Die Heile Welt – Teil Eins August Maria Aisbrandt 86
Demenzwelt Franziska Schmetz 96
Lyrik Wolfgang Mach 100
Eine Art Elegie (September 2015) Manuel Brenner 106
Der Klassiker Paul Heyse (1830-1914) 112
Einführung in die Kunst / Dieser John Lennon Roman Wallat 118
Tagtraumnotizen Peter Paul Wiplinger 119
Tagtraumnotizen von Peter Paul Wiplinger Rezension von Elisabeth Schawerda 120
Ankündigung Doppelausgabe Ende Oktober / Anfang November 121
Männer sind was sie sind Rezension - „Ein Mann namens Ove" Gabi Kremeskötter 122
Leser(innen)briefe 124
Wollsteins Cinemascope: The Visit 125
Termintipp 128
Wettbewerbe 130

Impressum 136



Editorial

Alltägliches besonders finden, wahrnehmen, was schon immer da war.
Leben in einer Kleinstadt an der Mosel, für mich als gebürtige Norddeutsche seit Jahren ein spannendes Thema.
Ich lebe dort, wo andere Urlaub machen, mein Alltag im Sommer ein permanentes Freizeitgefühl. Moselort, Weinbaugebiet, Jugendstilstadt. Ich lade Sie, liebe Leserinnen und Leser ein, die Winkel von Traben-Trarbach kennenzulernen.
Die Hintertüren und Bruchsteinecken, Altes und Neues, das mir noch immer nicht alltäglich erscheint, sondern einzigartig, gerade auch oder weil durch mein Kameraobjektiv im Detail hervorgehoben.
Doch spannen sämtliche beteiligten Autorinnen und Autoren den Bogen um ein Vielfaches weiter: Shakespeare, DaDa, Revolution und Widerstand, um nur einiges zu nennen.

Ich wünsche Ihnen Lesefreude und Inspiration mit der vorliegenden **eXperimenta**. Gut, dass die Sommerpause vorbei ist!

Gabi Kremeskötter, Chefredakteurin

EDITORIAL

Die alte Dame des Hauses lächelt

Gabi Kremeskötter

Ich bin verliebt. So was von. Daher als objektive Betrachterin wohl eher weniger geeignet. Aber das muss ich auch nicht sein. Schon mal gar nicht als direkt Betroffene. Denn das hier ist meins. Ganz alleine meins. Dieses Haus da in der Neuen Rathausstraße. Kopfsteinpflaster bis vor die Haustür. Eine alte Eichentür mit schönem Ornament am Oberlicht. Holzfarben, naturbelassen. Das Schloss schließt nur, wenn ich die Tür leicht anziehe, so wie viele alte, wetter- oder altersbedingt verzogene andere Exemplare. Was war es nur, das mich entflammte für dieses über einhundert Jahre alte Stadthaus? Der Zeitpunkt in meinem Leben, die Tageszeit meines ersten Augenkontakts oder gar die Jahreszeit: Sommer, mitten im Juli an einem sehr sonnigen, himmelblau überspannten Freitagnachmittag. Gelegen auf einer nur zweihundertneunzehn Quadratmeter großen Parzelle mitten im alten Stadtkern von Traben-Trarbach. Auf der Trabener Seite, um genau zu sein, der Sonnenseite. Dem Moselufer, wo ein Prachtbau neben dem anderen steht. Jugendstilstadt nennt sich dieser Ort. Ende des neunzehnten Jahrhunderts konnten sich die Großen der Stadt den Berliner Architekten Bruno Möhring leisten, und so errichtete er ein Haus neben dem anderen. Die schöne stille, romantische Moselpromenade lockt heute viele Touristen in diesen nun doch eher beschaulichen Ort. Das muss damals ganz anders gewesen sein. Neben Bordeaux in Frankreich war Traben-Trarbach einstmals Europas größter Weinumschlagsplatz. Unterirdische, unter dem alten Stadtkern gelegene weitläufige Weinkeller zeugen heute noch davon. Evangelische Enklave der Sponheimer, reich geworden durch ein paar umtriebige Kaufleute sowie die große Winzerskunst, an den steilen Moselhängen hervorragende Rieslinge zu erzeugen.
Mitten in dieser Historie steht es nun, mein Stadthaus, Baujahr neunzehnhundertdrei. Die Gasse ist eng, das kleine Grundstück mit leichter Hanglage. In die Garage komme ich nur mit präziser Kurverei und Rückwärts-Einparktechnik. Moselhochwasser gab und gibt es immer wieder einmal, aber bisher wurde das Haus davon verschont. Nur 1993 beim bisherigen Jahrhundert-Hochwasser stand es wohl bis zur Garage, aber da sie sich eine Ebene tiefer als das Erdgeschoss befindet, gab es auch damals keine nassen Füße.
Die Erben haben verkauft. Fünf Kinder, von denen nur noch eine Tochter im Ort wohnt. Selbst schon Rentnerin mit großen Kindern und eigener Immobilie. Ihre Eltern wurden alt, zuletzt lebte bis vor zwei Jahren noch der Vater in dem Haus mit sechs Zimmern. An besagtem Juli-Nachmittag treffe ich nun den zweitältesten Sohn und eben jene Tochter, sofort sind wir uns sympathisch. Beim Rundgang durch das Haus sehe ich noch alte Familienfotografien an den Wänden hängen. Die Mutter muss eine sehr herzenswarme Frau gewesen sein, so wie sie von der ehemaligen Essecke zu mir herunter lächelt. Ein Schwarz-Weiß-Foto, die Dame hat einen offenen Blick, ihr Gesicht ist umrahmt von weißen, kurzen Locken. Oder sind es gelegte Friseurwellen? Kann ich nicht beantworten und habe auch nicht danach gefragt. Jedenfalls herrscht eine warme, angenehme Stimmung. Die Atmosphäre in diesem Haus ist durchweg positiv. Durch große Fenster scheint die Sonne, hohe Decken mit Stuckornamenten. Altbau vom Feinsten.
Sofort eingenommen bin ich von der wunderschönen, gepflegten Holztreppe, die erst ins Obergeschoss und dann weiter ins ausgebaute Dachgeschoss führt. Gedrechselte, weiß lackierte Pfosten und Setzstufen bilden einen schönen Kontrast zum Naturholz des Handlaufs und der Trittstufen. Kaum eine Macke kann ich erkennen, die Bewohner scheinen allzeit sehr pfleglich mit ihrem Haus umgegangen zu sein. Überhaupt, es ist so sauber. Obwohl zuletzt ja wohl der Senior allein hier wohnte. Entweder war er selbst sehr reinlich, hatte ein gute Putzfee oder die Kinder eben guten Familienzusammenhalt gelebt und ihm geholfen. Altrosafarbene Rosentapete zieht sich durch das gesamte Treppenhaus. Akkurat geklebt, von einer gewissen Gediegenheit und hochwertigen Ausstattung zeugend. Gefällt mir, dieser erste Eindruck. Jetzt, Wochen später, wo ich das Haus längst gekauft und mit der Renovierung begonnen habe, liegen zwei große Stücke der abgezogenen Tapete in einem Räumchen und warten auf einen würdevollen Platz

HinterHaus

an meiner künftigen Treppenhauswand, um den alten, ehrwürdigen Glanz dieses Hauses als Wandbild in Erinnerung zu halten. – Gut dreißig Minuten brauchen wir, um alle Räume zu besichtigen und immer wieder das eine oder andere, schon recht persönliche Wort auszutauschen. Warum will ich ein Haus kaufen, ganz für mich allein? Ihr Elternhaus verkaufen ist nicht einfach, und vor allem an wen? Sympathie ist wichtig, denn will nicht jeder, der sich von seinem Zuhause trennt, dass es in nette Hände gerät und weiterhin wertgeschätzt, gepflegt und mit Fröhlichkeit und freundlicher Atmosphäre gefüllt wird?

Mein Elternhaus war eine Elternwohnung, sprich wir wohnten zur Miete. Immer schon. Als ich damals nach meiner Ausbildung in meine erste eigene Wohnung zog – ebenfalls zur Miete – blieben meine Eltern noch viele Jahre weiter in unserem Familiendomizil. Insgesamt habe ich dort mit ihnen fünfunddreißig Jahre erlebt. Nach meinem Auszug erst allein, dann mit Partner und unseren Kindern. Es war immer ein „Nachhause-Kommen" in die alte Umgebung. Alte Gewohnheiten wie das Öffnen der Naschschublade beim Fernsehen, das gemeinsame Geschirrspülen in der Küche oder einfach nur der Geruch der alten Teppiche und Vorhänge. Kindheits- und Jugenderinnerungen, das war mein Zuhause.

Daher kann ich sehr gut nachvollziehen, wie wichtig es den erbenden Kindern gewesen sein muss, den richtigen neuen Eigentümer für ihr Elternhaus zu finden. Mein Glück, dass ich die Erste war, die es besichtigte und vor allem, dass sie mich mochten. Und ich sie, denn würde ich im Gegensatz in einem Haus von Leuten leben wollen, die mir unsympathisch wären? Wohl eher nicht.

Es stimmt alles an diesem Nachmittag. Schon nach der Besichtigung beim abschließenden Gespräch im Wohnzimmer weiß ich, dass ich dieses Haus gern kaufen möchte. Und die alte Dame des Hauses lächelt dazu von der Wand. Sehr gern und definitiv möchte ich es haben. Aber nicht für den inserierten Preis. Wir vereinbaren eine Bedenkzeit. Sogar ein gewisses Vorkaufsrecht für mich, sollte ein anderer Interessent mehr bieten.

In meinen inzwischen dem halben Jahrhundert sich annähernden Lebensjahren habe ich Gelassenheit und Geduld gelernt. Leicht war das nicht. Segen des mittleren Alters, ich danke dir! So fahre ich nach diesem ersten Eindruck entspannt lächelnd mit dem Fahrrad auf die andere Moselseite zurück in meine Mietwohnung. Tief in mir drin ist die Hoffnung geboren, einen weiteren Sommer dort nicht mehr zu erleben. In Gedanken wohne ich schon in meinem neuen Haus, großer Balkon und Sonnenterrasse inklusive. Genau da, wo ich hingehöre: Auf die Sonnenseite der Mosel und somit auch des Lebens. Sie kommt zu mir, ganz sicher. Und das Haus auch.

Gabi Kremeskötter, geboren 1966 in Pinneberg, arbeitet als technische Vertriebsleiterin. Gegengewicht zu ihrer sehr zahlenorientierten Arbeit sind für sie Schreiben, Lesen und Motorradfahren. Veröffentlichungen von Lyrik und Kurzgeschichten seit 2011 in der **eXperimenta**, seit 2012 Chefredakteurin dieses Magazins. Im März 2015 abgeschlossenes Studium für kreatives Schreiben beim INKAS-Institut in Bingen.

Gabi Kremeskötter

Hinterhof, zweite Tür links

Jutta Rülander

Sie kommen jetzt seltener. Nur hin und wieder hängt sich eine kopfunter an ein leeres Netz. Früher bevölkerten die Meisen in großer Anzahl den Hinterhof. Anna war verrückt mit ihnen gewesen. Hoch in den Sträuchern, da wo eine Katze nur schwer hinkommt, hingen gelbe und grüne gefüllte Netze.

Eigentlich wollte Veronika neue Netze kaufen. Ich weiß nicht, sie scheint mir die letzte Zeit sehr vergesslich. Die Zeitung hat sie mir auch nicht gebracht. Dabei ist sie zuhause, ich hör doch oben Schritte. Keine Zeitung! Und noch eine Stunde hin bis Jörg kommt.
Ich mag Jörg, auch wenn er immer so ernst dreinschaut. Keiner aus der Praxis massiert mir die Beine so gekonnt wie er. Ich habe ihn mal angesprochen und gefragt, ob er Probleme hätte. Er müsse zurzeit eine wichtige Entscheidung treffen, hatte er geantwortet. Ich vermute, irgendeine Mädchengeschichte.
Anna hätte Jörg auch gemocht. „Er ist nicht wie der Gammler aus der Zweiten", hätte sie gesagt. Die Mieter im Hinterhof, zweite Tür links, nannte Anna: „Die aus der Zweiten." Und den jungen Mann mit den schulterlangen Haaren: „Gammler"; auch wenn das Wort schon lange aus der Mode gekommen war. Na ja, mir ist er mit seiner unordentlichen Frisur auch nicht besonders nahe. Ich denke aber, Anna mochte ihn hauptsächlich wegen seiner räuberischen Katze nicht.
Jörg würde jetzt sagen: „Natürliche Auslese. In der Natur setzt sich der Stärkere durch."
Die paar Meisen, die sich noch in den Sträuchern tummeln, brauchen die Katze jedenfalls nicht zu fürchten. Seit vier Monaten ist sie verschwunden.
Ihre Abwesenheit war mir nicht aufgefallen, bis Veronika eines Tages sagte: „Weißt du eigentlich, Hermann, dass seitdem deine Anna nicht mehr da ist, die Katze verschwunden ist?" „Was geht mich die Katze an", dachte ich, und verließ die Küche. Ich war erleichtert, dass Veronika, nachdem sie den Einkauf für mich verstaut hatte, gleich wieder ging. Ich wollte nicht angesprochen werden auf Anna.
Ich will das auch jetzt nicht.

Da ich die Wohnung nicht mehr verlasse, bleiben mir Gott sei Dank anteilnehmende Bekundungen erspart. Ebenso mitleidsvolle Blicke auf meine Beine. Anna zu verlieren, zu wissen von nun an alleine zu leben, hat mir buchstäblich die Beine weggezogen. Sie wollen seitdem nicht mehr so richtig.

Letzte Woche sind Margret und Wilhelm ausgezogen, wohnten an die dreißig Jahre zweite Tür links. Anna hat sie oft besucht. Verabschiedet haben sie sich nicht von mir. Es hat sich wohl rumgesprochen, dass ich, mit Ausnahme von Veronika und den Leuten der Physio, jeglichen Kontakt meide. Mir reicht es, hier am Küchenfenster zu sitzen, mit dem Blick auf den Hinterhof. Mehr brauche ich nicht.
Die junge Frau unten auf der Gartenbank könnte die neue Mieterin sein. Anscheinend hat sie mich entdeckt, denn sie schaut hoch und ruft etwas. Nein, sie meint nicht mich, sondern Veronika ein Stockwerk über mir. Jetzt lacht die Frau und ich spüre ein Zittern in meinen Beinen. Das Lachen ... diese heitere Stimmung, wie bei meiner Anna. Schnell wende ich mich ab, sehe aber noch, dass sie winkt. Veronika scheint die Frau zu kennen. Hat sie mir gar nicht erzählt.
Frage mich, wo Jörg bleibt. Heute ist doch Mittwoch. Es klingelt. Endlich.
Es war Veronika, die anfragte, was sie mir vom Wochenendeinkauf mitbringen soll. Auf meinen Einwand hin, das wisse ich doch am Mittwoch noch nicht, reichte sie mir genervt die mitgebrachte Zeitung: die heutige Samstagsausgabe. Natürlich nahm sie meine Verwechslung zum Anlass, um wieder über mein, wie sie es nennt: „Stubenhockerleben", diskutieren zu wollen. Ich habe sie einfach reden lassen. Warum soll ich mich aufregen, das habe ich hinter mir. Früher, ja, wenn zum Beispiel einer die Zigarettenkippe achtlos in die Sträucher warf, oder sein Fahrrad über Nacht zwischen den Blumenbeeten abstellte, anstatt wie vorgeschrieben im Fahrradkeller. Das gab Ärger.

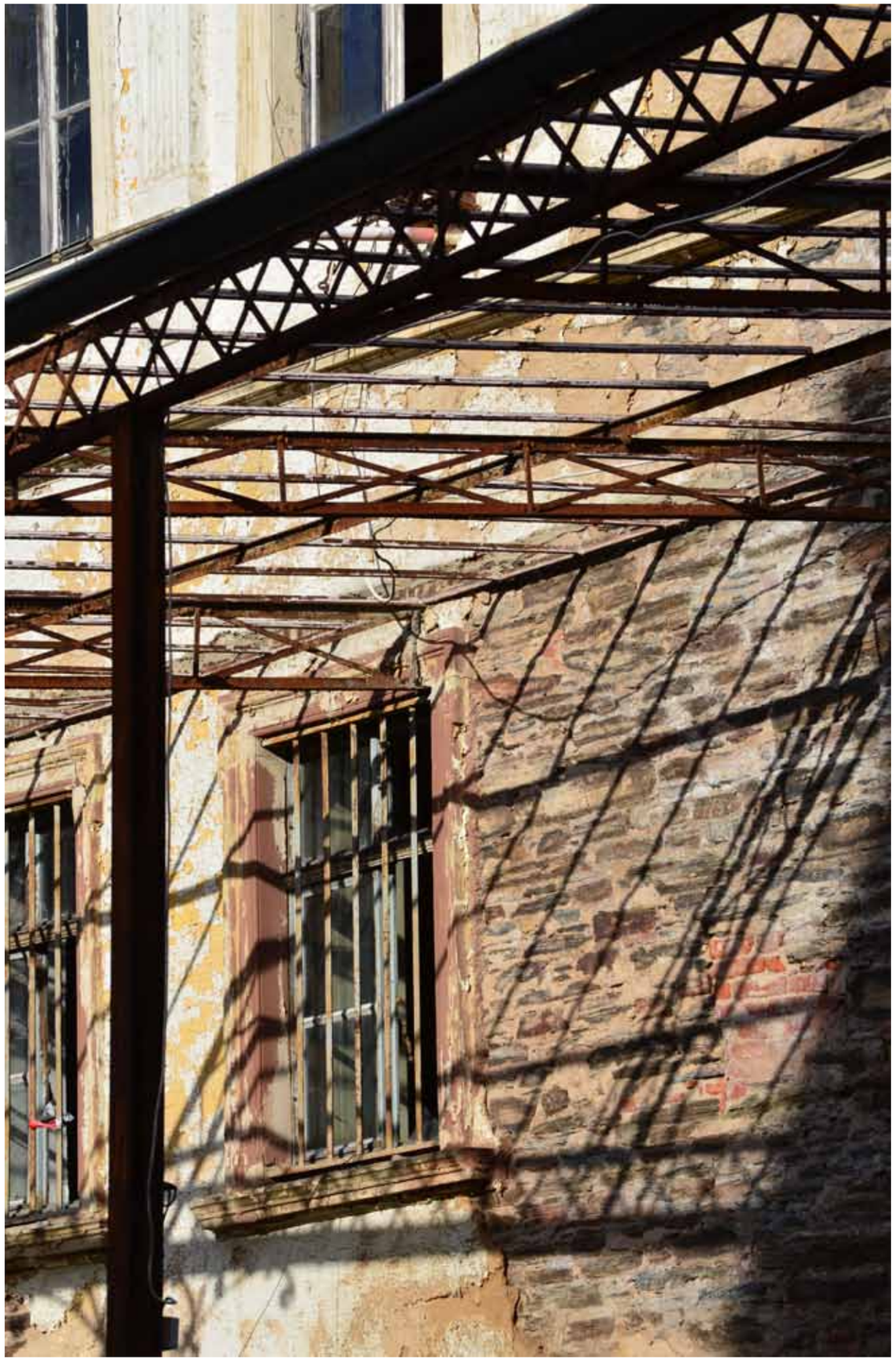
Heute können sie meinetwegen ihren Müll über den ganzen Hof verteilen, oder alles Mögliche dort abstellen. Nicht mein Thema.
Stubenhocker! - eine lächerliche Bezeichnung für mein gegenwärtiges Leben. Ein Leben, über das ich nicht sprechen will; weder mit Veronika oder sonst wem. Mein Standpunkt: Je mehr du von dir erzählst, desto mehr wird sich eingemischt.
Das mag ich an Jörg, er redet mir nicht rein. Aber dass er ab nächster Woche nur noch mittwochs kommt, weil er montags künftig nach Dresden fahren will, passt mir gar nicht. Noch weniger, dass Sabine, die ihn hin und wieder vertreten hat, nun den Montagstermin übernimmt.
Sabine ist offenbar davon überzeugt, dass ich mich für das Leben da draußen noch interessiere. Nicht nur, dass sie mir ihre persönlichen Erlebnisse erzählt, nein, sie berichtet auch ausführlich über diverse Ereignisse und lamentiert über kleinere und größere Katastrophen. Fast jeder ihrer Monologe endet mit einem: „Es ist doch unglaublich, finden Sie nicht auch?!" „Nein, nicht unglaublich, sondern die Realität", will ich antworten, unterlasse es aber. Das, was ich in fünfundvierzig Jahren Hausmeistertätigkeit an menschlichem Miteinander und Gegeneinander erlebt habe, liegt hinter mir; also, warum soll ich mit Sabine über Vergangenes reden.
Ich finde sowieso, dass das Reden überbewertet wird. Es ist ein Irrtum zu glauben, dass letztendlich das Reden hilft, einen Menschen zu verstehen.

Wie ich es vermutet habe, die junge Frau wohnt in der Zweiten. Gerade kommt sie aus der Tür, geht mit einem Stapel Altpapier hinter die hochgewachsene Hecke, die die Mülltonnen vom Hof abtrennt. Ich sehe nur noch ihren Kopf, dann eine Weile nichts mehr von ihr. Was macht sie so lange? Jetzt taucht sie wieder auf, geht zur Bank und setzt sich. Ihre Lippen bewegen sich, aber was sie sagt, kann ich nicht hören. Dem behutsamen Streicheln über das schwarze Knäuel auf ihrem Schoß nach zu urteilen, müssen es liebkosende Worte sein. Die Frau und die Katze; ein so friedlich stimmendes Bild, dass man glauben könnte, das Schnurren der Katze über den ganzen Hinterhof, bis hinauf in den ersten Stock zu hören. Fast möchte man das Fenster öffnen und laut hinausrufen: „Was für ein Glück für den jungen Mann, sie ist heimgekehrt."
Und meine Anna?

Die wird wohl bei dem bleiben, von dem sie sagt, er wäre anders als ich.

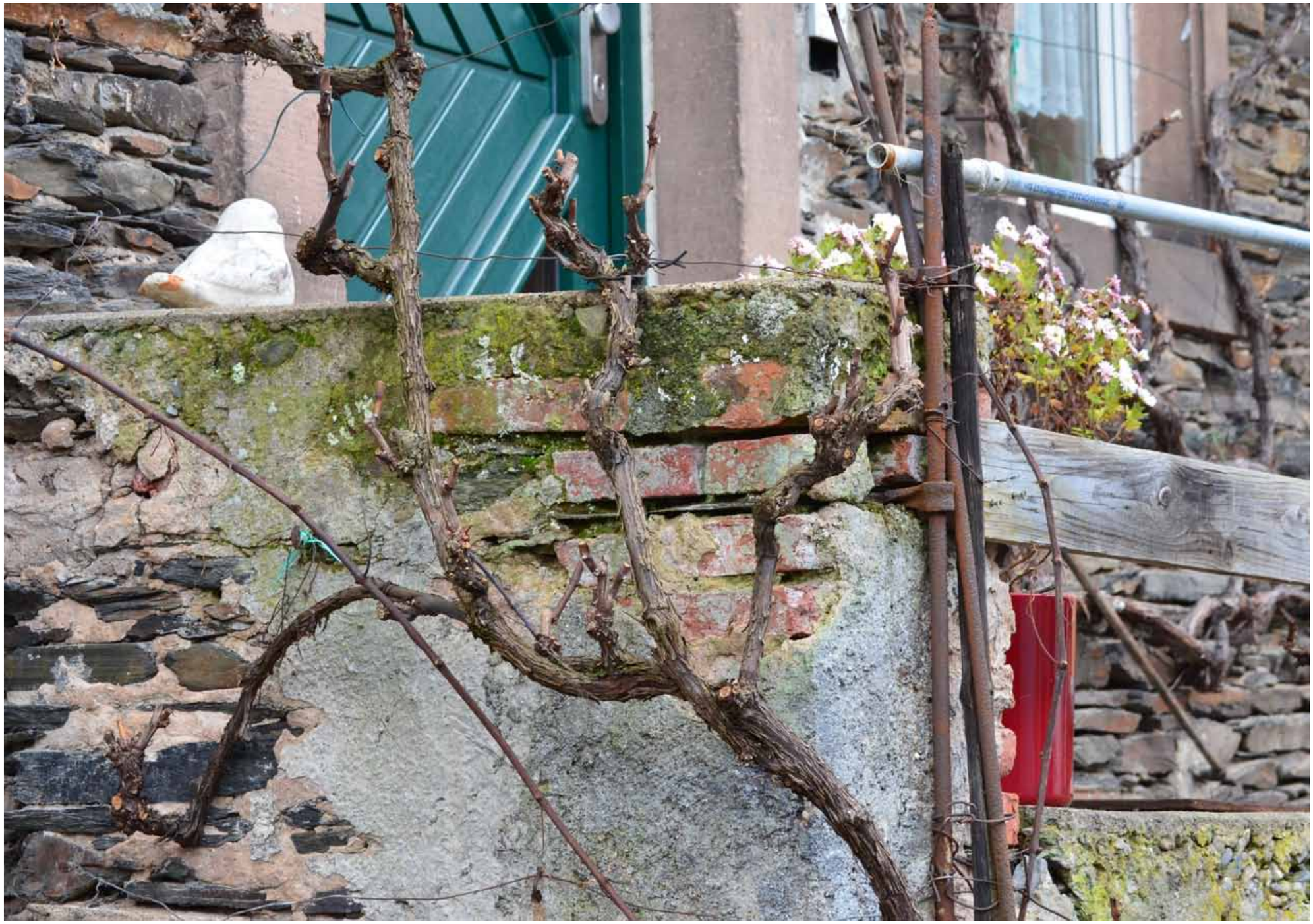
Jutta Rülander, geb. 1950 im Emsland. Berufliche Tätigkeit bis Juni 2013 Schulhortleitung. 1999 - 2004 Theaterarbeit: Regie und Schauspiel im Theater Ensemble Würzburg und Kunstkeller Würzburg. Von 2003 - 2008 Darstellerin - Firma filmpool Köln. Seit 2007 Mitglied im Autorenkreis Würzburg. Lebt seit 2014 in Berlin. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. Siehe unter:
www.autorenkreis-wuerzburg.de/mitglieder

SCHIRN KUNSTHALLE FRANKFURT



Gabi Kremeskötter 2016

Gabi Kremeskötter: Impressionen Juli 2016



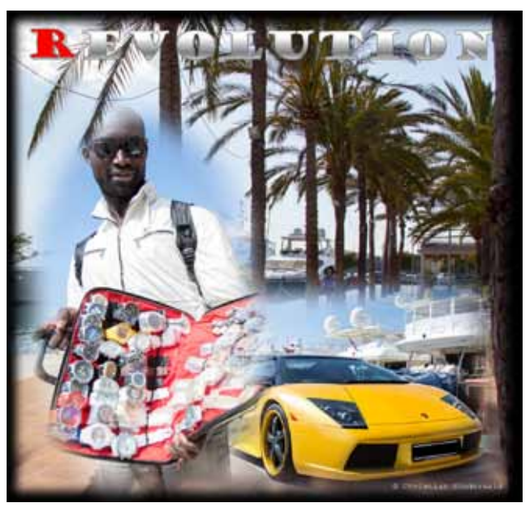
Gabi Kremeskötter

Gabi Kremeskötter: Goldener Wein

Revolution!

Christian Sünderwald

Der Mensch, unangefochten am oberen Ende der Nahrungskette, hochintelligent und ein ausgeprägt soziales Wesen. Trotz all dem geht das selbstgekrönte (Ober-)Haupt aller Lebewesen zunehmend seiner völligen multiplen Erschöpfung entgegen.
In nicht mehr allzu ferner Zukunft wird es soweit sein. Politiker, Wirtschaftsbosse und führende Wissenschaftler wissen es schon lange. Sie geben es aber nicht zu und schon gar nicht öffentlich. Sie wissen nur noch nicht ganz genau wann, wie und wie schnell es geschehen wird, aber dass es passiert und mit welchen Konsequenzen, darüber besteht kein Zweifel mehr. Unsere Gesellschaftsordnung und unser gesamtes Wirtschaftssystem werden sich so grundlegend verändern, dass man danach vom Beginn einer neuen Epoche oder vielleicht sogar eines neuen Zeitalters sprechen wird.
Noch postulieren Wirtschaftswissenschaftler von Schlage eines Hans-Werner Sinn im Brustton der Überzeugung das Mantra vom ewigen Wachstum und dass der Mensch zum Arbeiten geboren sei und solange nicht alle eine Villa am Starnberger See ihr Eigen nennen können, die Menschen schon durch die ihnen angeborene Habgier hart arbeiten wollen, um sich materiell reich zu bestallen.
Die Industrialisierung markierte den Anfang des bevorstehenden Endes. Mit ihr ist die Arbeit zu einem Wert an sich geworden, zu einer volks- und betriebswirtschaftlichen Bilanzposition. Der Mensch wurde Spiegelbild der Maschinen, die er bediente.
In den letzten Jahrzehnten stieg die Produktivität so rasant an, dass es heute nur noch eines Bruchteils an Menschen bedarf, um alles herzustellen, was wir zum Leben brauchen, wollen und uns wünschen. Damit fällt unsere Gesellschaft immer mehr auseinander in die Menschen mit absurd hoher Arbeitsbelastung und Menschen, die wenig oder gar nicht arbeiten. Es gelingt immer weniger, die noch vorhandene Arbeit gleichmäßig zu verteilen.
Die Japaner haben im Durchschnitt nicht die Hälfte an Urlaub eines deutschen Arbeitnehmers. Dort arbeiten die Menschen weit mehr als 40 Stunden in der Woche unter Arbeits- und Lebensbedingungen, die von permanenter Hektik, allgegenwärtiger Enge und omnipräsentem Erfolgsdruck geprägt sind. So ist dort das „Karoshi Syndrom" seit langem weit verbreitet: der plötzliche Tod am Arbeitsplatz durch Überarbeitung.
Nur um unseren Arbeitsplatz zu erhalten, arbeiten wir bis zur Selbstschädigung und Schädigung anderer. Wir glauben, das muss so sein. Wir tun so, als wäre das ein Naturgesetz, das man nicht ernsthaft in Frage stellen kann. In unseren Augen ist die Notwendigkeit zu arbeiten so unausweichlich gesetzt, wie Wasser nie nach oben fließen wird und auf der Erde alles nach unten fällt, es sei denn, es kann fliegen oder es ist fest verankert. Doch wie oft schon mussten in der Menschheitsgeschichte die Naturgesetze angepasst oder manche sogar ganz verworfen werden, weil man erkannt hat, dass sie grundlegend falsch waren. So stand über Jahrhunderte fest, dass die Erde der Mittelpunkt des Universums sei und die Sonne sich um sie bewege. Dieses Naturgesetz musste in einem langen schmerzlichen Prozess überwunden werden. Sehr wahrscheinlich wird auch der uns bevorstehende Veränderungsprozess schmerzlich werden und das vor allem für diejenigen, die von den gegenwärtigen Verhältnissen stark profitieren.



Christian Sünderwald

Und genau diese Profiteure treffen sich alljährlich im schönen Wintersportörtchen Davos zum sogenannten Weltwirtschaftsforum. Der Ort hat den Vorteil, dass sich die Protagonisten dort sehr sicher sein können, nur auf Ihresgleichen zu treffen und keinesfalls peinlich konfrontiert werden mit Mangel, Armut und Not dieser Welt. Hier werden die Verteidigungsstrategien für den Status quo diskutiert und festgelegt. Ein breiter Konsens ist dabei schon von vornherein sichergestellt. Alle hier Versammelten eint ein gemeinsames Paradigmengerüst, das ihre Überzeugungen und Weltanschauung trägt.
Diese elitäre und zusammengenommen auf die Weltwirtschaft und Gesellschaft sehr einflussreiche Community wurde bereits 1995 vom früheren Präsidenten der Sowjetunion, Michael Gorbatschow, zu einer Konferenz eingeladen, auf der es um die Frage ging, wie es nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems weitergehen wird. Dabei kam man völlig ungeniert zu der Erkenntnis, dass die Arbeitsmenge durch Zunahme der Produktivität soweit abnehmen werde, dass ein Fünftel des weltweiten Arbeitskräftepotenzials reichen würde, um alle Waren herzustellen und Dienstleistungen zu erbringen, die Aussicht auf Abnahme haben. Die restlichen 80 % der arbeitsfähigen Bevölkerung müsse man irgendwie unterhalten, im materiellen wie geistigen Sinne. Das ersonnene Prinzip dazu brachte eine neue Wortschöpfung hervor: „Tittytainment", eine Wortbildung aus dem englischen Slang-Begriff „Titty" (für Busen) und „Entertainment" (für Unterhaltung). Um also den Teil der Bevölkerung, für den es keine Arbeit mehr gibt, ruhigzustellen, müsse er ernährt und durch die Medien kontinuierlich berieselt werden mit betäubender, sexualisierter Unterhaltung.
Ich überlasse es meinem geneigten Leser zu beurteilen, welchen Grad an Menschenverachtung das bereits erreicht hat. Ich kann mir nicht vorstellen, dass diese wachsende Mehrheit der Bevölkerung sich auf Ewig auf dem Abstellgleis der Gesellschaft abparken lässt. Die reichen Länder dieser Erde sind mehrheitlich Demokratien. Auch in Deutschland hat jeder erwachsene mündige Bürger eine Stimme, ganz gleich wie arm oder reich er ist, welchen Job er hat und egal, ob er ledig oder verheiratet ist. Soweit, so gleich verteilt. Dem gegenüber verfügen zehn Prozent der Haushalte in Deutschland über mehr als die Hälfte des Vermögens im Land – Tendenz stark steigend. Stellt sich doch also die Frage, warum sich die, die man inzwischen offiziell „Prekariat" nennt, das einfach so gefallen lassen. Vielleicht weil sie sich der irrigen Hoffnung hingeben, doch irgendwann mal was von dem Reichtum abzubekommen, eines Tages die Chance des Lebens vorbeikommt und sie mitnimmt in Wohlstand und Glück. Aber denke man nur an die letzte, im Jahr 2008 ausgebrochene Finanzkrise zurück. Hilfspakete gab es nur für die, die die Krise ausgelöst haben, die Banken, nichts gab's hingegen für die Arbeiter, die ihren Job und schlimmstenfalls ihre Existenz verloren haben.

Christian Sünderwald

Das ist wie, als würde man einem Heuschreckenschwarm als Ersatz für eine vernichtete Ernte noch die Reserven aus den Getreidespeichern überlassen. Es ist ein bisschen wie in einem Gefängnis, aus dem keiner ausbrechen will, selbst wenn die Türen weit offen stünden.
Unser Gesellschafts- und Wirtschaftssystem bringt auch unzählige Jobs hervor, die nur aus diesem System heraus erst entstehen. Viele Tätigkeiten wären tatsächlich entbehrlich. Sie sind derzeit nur nötig, weil unsere Gesellschaft im Wesentlichen über Geld-Beziehungen funktioniert. Nehmen wir die Versicherungsbranche. Nur weil es in unserer Gesellschaft nicht möglich ist, dass viele für einen, der von einem Schicksalsschlag getroffen wurde, von sich aus einstehen, gibt es Versicherungskonzerne, die das organisieren, freilich mit einem gehörigen Aufschlag für sich und ihre Aktionäre. Dann verbringen da hochintelligente Menschen ihre Zeit in den Glaspalästen der Banken, nur um möglichst komplizierte

Christian Sünderwald

Finanzderivate zu entwickeln, die dem einzigen Zweck dienen, den Profit der Bank zu steigern, indem es dem Anleger nicht mehr möglich ist durchzublicken oder konkret, die darin „verpackten" Kosten und Risiken zu erkennen. Anstatt dass diese schlauen Leute was Sinnvolles tun, etwas, von dem die Menschen wirklich etwas haben.

Wir nutzen all unsere technischen Errungenschaften nicht dazu, uns zu entlasten, unsere Lebensqualität zu verbessern. Stattdessen stellen wir mit immer noch besseren Maschinen immer noch mehr Waren her, die zu einem großen Teil nur deswegen noch gekauft werden, weil die Heerscharen an Ingenieuren einen Großteil ihrer Entwicklungsarbeit darauf verwenden, dass die Produkte möglichst termingerecht nach Ablauf der Garantiezeit kaputtgehen. Was für ein Irrsinn, auch in der Verschwendung unserer natürlichen Ressourcen.

Wir waren einst Jäger und Sammler. Diese archaische Konditionierung tragen wir bis heute in uns. Die meiste Zeit der Menschheitsgeschichte haben wir nicht viel gearbeitet. Bis zur Reformation im 16. Jahrhundert war etwa jeder dritte Wochentag ein Feiertag, an dem nicht gearbeitet wurde. Zwar war das Leben als mittelalterlicher Leibeigener zweifellos hart und entbehrungsreich, jedoch sehr wahrscheinlich dem eines Arbeiters im Manchester-Kapitalismus vorzuziehen, der deutlich mehr und zudem unter schlechteren Bedingungen seine Arbeit abzuleisten hatte. Wenn wir uns heute anderen vorstellen, nennen wir nicht selten gleich nach unserem Namen unseren Beruf. Und wenn wir beerdigt werden, lassen unsere Nachkommen unsere Berufsbezeichnung auf Grabsteine meißeln. Auch eine eher neuzeitliche Erscheinung.

Wie wir Menschen heute leben, erinnert mich an die Filmtrilogie „Matrix" der Wachowski Brothers, deren erster Teil 1999 in die Kinos kam und ein riesiger internationaler Erfolg wurde. In dieser cineastischen Fiktion haben die Maschinen die Weltherrschaft übernommen und züchten Menschen in einer Nährlösung, um ihre Energie abzuzapfen. Damit die Menschen zeitlebens in den kokonartigen Gefäßen ausharren, wird ihr Gehirn an ein Computer-Programm – die „Matrix" – angeschlossen, das ihnen ein komplettes Abbild ihres Lebens vorgaukelt. Wir leben heute auch in einer Art Matrix aus unzähligen kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Konventionen. Jedes grundlegend andere Denken erscheint uns als verrückt. Und genau wie in dem Film dargestellt, gibt es Menschen, die wider besseres Wissen lieber in der Matrix bleiben – aus Angst, Ohnmacht, mangelndem Abstraktionsvermögen oder schlichter Bequemlichkeit.

Wir kommen auf die Welt und werden zum Arbeitstier abgerichtet. Unser Wert definiert sich größtenteils in unserer Arbeitsleistung. Arbeitslosigkeit ist ein Makel, den man sich überdies selbst zuzuschreiben hat. Eine andere Dressur und ein anderes Wertbild sieht unsere Gesellschaft nicht vor. Eine „freie Wildbahn" gibt es schon lange nicht mehr. Ausnahmsloser Leinenzwang.

Unsere Politiker sprechen vom Schutz der Arbeitsplätze als wichtigste Aufgabe. Die Rede ist vom <Kampf> gegen die Arbeitslosigkeit. Das alles verstellt den Blick auf den Kern, auf die Arbeit an sich, ihren eigentlichen Sinn. Und wenn eine Arbeit besonders hart und selbstschädigend ist, dann bedient man sich zudem der Glorifizierung und Verklärung, wie bei den Bergleuten, deren häufigste frühe Todesursache die Staublunge ist. Ihnen zu Ehren werden heute noch Bergmannsparaden abgehalten, wie alljährlich auch in meiner Heimatstadt Chemnitz.

Musst du für den Job zu viel entbehren, gereicht es dir dafür zu Ehren.

In unserer heutigen Arbeitswelt geht es nur um das Know-how. Die Frage nach dem Know-why ist unerwünscht.

Ich meine, es wird Zeit, uns basale Fragen zu stellen. So zum Beispiel, was uns antreibt, morgens aufzustehen, was unsere (wirkliche) Motivation ist und allem voran, was uns eigentlich glücklich macht?

Wenn man an besondere Momente im Leben zurückdenkt, haben diese meist überhaupt nichts mit Arbeit zu tun. Kaum jemand wird auf sein Leben zurückblicken und sagen: „Dass ich das Projekt XY in Time and Budget abgeschlossen habe, ist mein größtes Lebensereignis."

Wir müssen aufpassen, dass wir nicht jeden Glauben an eine andere Lebenswelt verlieren, denn damit ginge auch jede Sehnsucht danach für immer verloren.

Wer jetzt eine Antwort erwartet, den muss ich enttäuschen. Auch ich weiß keinen Ausweg aus der Matrix. Aber vielleicht wäre schon viel gewonnen, wenn wir die Matrix etwas umprogrammieren könnten und an ihren Rändern etwas mehr Platz ließen.

Christian Sünderwald (47), der in München geborene und heute in Chemnitz lebende Fotograf und Essayist beschäftigt sich nun schon seit über fünf Jahren intensiv mit der klassischen Schwarz-weiß- Fotografie, wobei seine Motive ausschließlich in nicht mehr genutzter und vom Verfall gekennzeichneter Architektur liegen und hier bevorzugt in großen leer stehenden Zweck- und Gesellschaftsbauten sowie verlassenen Schlössern, Villen und Herrenhäusern. In zwölf verschiedenen Ausstellungen wurden seine Arbeiten bereits einem breiten Publikum präsentiert. Nicht zuletzt auch inspiriert durch die zum Teil sehr intensiven Eindrücke beim Besuch und der Fotografie seiner Motive verfasst Sünderwald immer wieder gesellschaftskritische Essays, von denen bereits „Geld mit dem der anderen verdienen" (Ausgabe April) in der **eXperimenta** erschienen ist.

Christian Sünderwald

Aufruf der **eXperimenta**-Redaktion

Wir suchen dringen engagierte Mitarbeiter(innen), die Werbung für die **eXperimenta** machen.
Aufgabenbereiche sind:

- Anzeigenakquise (20% Provision)
- Soziale Netzwerke pflegen (Facebook, Twitter, Newsmax)
- Betreuung einer Crowdfunding-Aktion

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann greifen Sie direkt zum Telefon: 06721/ 921 060 oder schreiben Sie an **redaktion@experimenta.de**

Handbuch
für Autorinnen und Autoren

DIE Investition in Ihre Zukunft!

Informationen und Adressen aus dem deutschen Literaturbetrieb und der Medienbranche.

- 8. komplett überarbeitete Auflage 2015
- 704 Seiten, 54,90 EUR
- www.handbuch-fuer-autoren.de

· uschtrin ·

TEXTart

Magazin für Kreatives Schreiben

TextArt ist Deutschlands einziges großes Magazin für Kreatives Schreiben. Hier erklären Profis, wie man Geschichten, Krimis, Drehbücher, Gedichte oder Romane schreibt.

- Praxisartikel vermitteln Schreibhandwerk aus allen Bereichen – von der Lyrik bis zum Sachtext.
- Profis wie Autoren und Lektoren berichten in Interviews über ihre Arbeit und geben Anfängern wertvolle Tipps.
- Artikel über Lehrbücher, Software und Schreibwerkzeuge aller Art machen TextArt zum unverzichtbaren Fachmagazin für alle, die schreiben.
- Ein Serviceteil informiert über aktuelle Literaturwettbewerbe und Workshops.

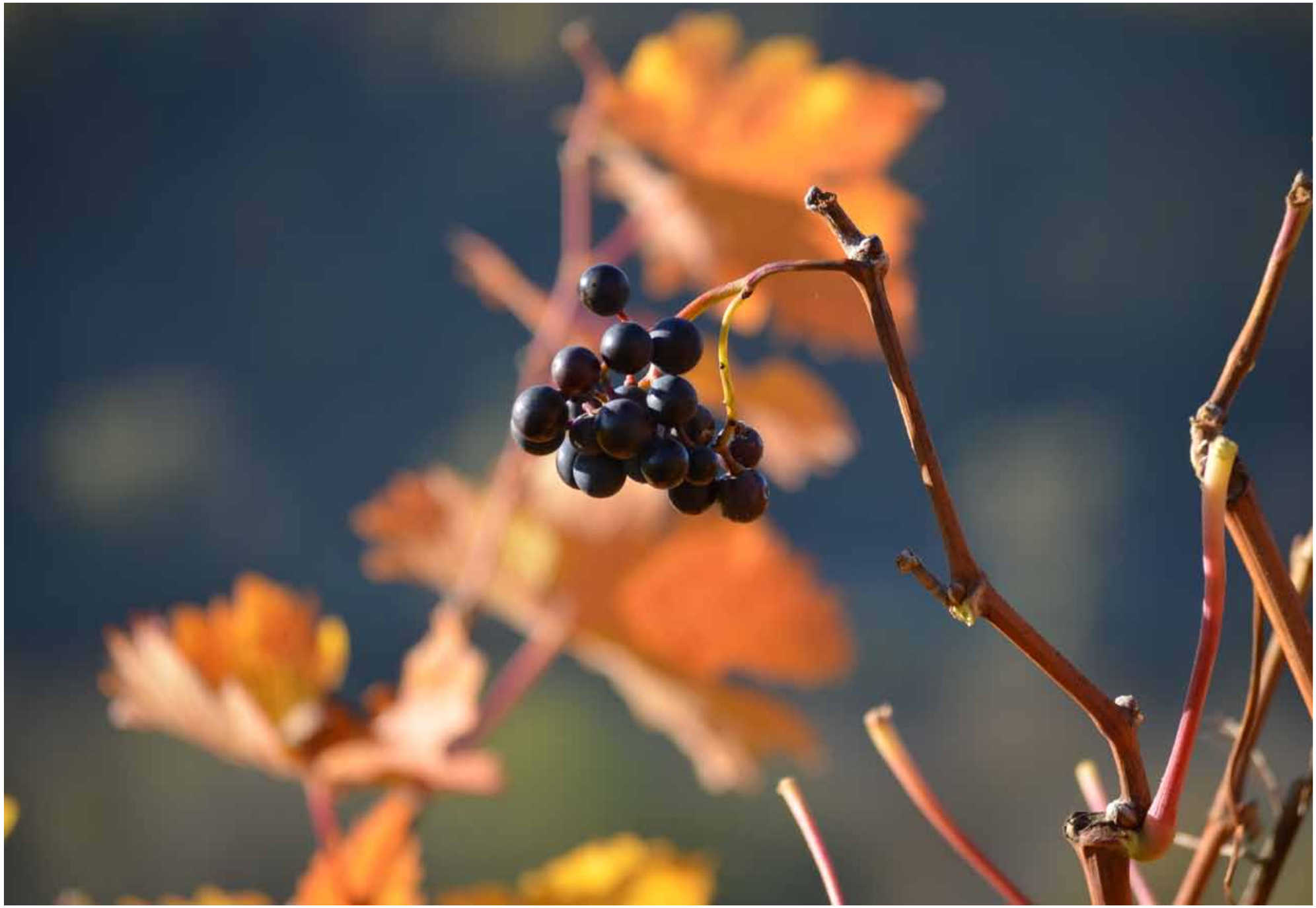
Jetzt ein Einzelheft zum Preis für EUR 5,20 (zzgl. Versand) bestellen!

Oder gleich ein Abo (4 Hefte für EUR 19,20 inkl. Versand Inland)!

www.textartmagazin.de

TextArt-Verlag
Abonnentenservice
(dienstag & donnerstags 10–15 Uhr)
Heinrichstr. 108 - 40239 Düsseldorf
Tel.: 0211 - 905 32 38 - Fax: 0211 / 905 30 50
E-Mail: service@textartmagazin.de

Gabi Kremeskötter: Impressionen Juil 2016



Gabi Kremeskötter: Goldener Wein

Eduard

Gregor van Dülmen

Für M.

Eduard hatte ein Identitätsproblem. Er sah sich lange im Spiegel an. Seine Haare waren noch nass vom Duschen. Seine Lippe rau, seine Ohren rot. Hinter seinem Kopf sah er durch ein Fenster die Bäume der Nachbarn. Den blauen Himmel und die dünnen Wolken eines erwachenden Tags. Sogar ein paar Vögel konnte er erkennen. Dann nahm er vorsichtig mit beiden Händen die Brille ab.
Er sah nichts. Ein paar Konturen. Einen dunklen Klotz vor einem hellen Rechteck, das auf mattem Grund verschwamm. Der Klotz war er und das Rechteck der Sommer, der sich in das in oliv geflieste Badezimmer fraß. Er kniff die Augen zusammen. Das Bild verzog sich, ein paar Farbgrenzen konnte er erkennen. Doch von seinem Gesicht war keine Spur. Es war weg. Er streckte seinen Kopf näher an den Spiegel. Das Bild wurde schärfer. Aber nur im Vordergrund, der sich immer weiter absetzte. Endlich sah er seine zusammengekniffenen Augen. Seine Nase. Seinen Mund. Er atmete aus, und der Spiegel beschlug. Er brach seinen Versuch ab, denn er hatte wenig Zeit.
Er hatte seine Brille auf und ein paar Bücher, Pausenbrote, Stifte und Hefte im Rucksack. So ging er zur Schule. Und so, nur ohne die Brote, kam er ein paar Stunden später wieder zurück.
„Nichts an diesem Tag ist gut", dachte er immer wieder.
Und das, obwohl er keine Hausaufgaben aufbekommen hatte. Zum einen entsprach das seiner tiefsten Überzeugung, zum anderen hatte er Gefallen am Klang des Satzes gefunden. Und so war es nicht verwunderlich, dass er ihn während des Mittagessens auch seiner Mutter gegenüber äußerte.
Was denn los sei, fragte sie ihn und sagte, dass doch heute ein großer Tag sei und er es endlich allen zeigen könne. Und, dass er es bereuen würde, wenn er nicht hinginge. Er hätte ja nichts zu verlieren. Außerdem sei das Wetter gut, und er könnte doch, wenn er wollte, vorher doch sogar noch ein wenig im Garten liegen.
Er entgegnete, sie hätte sich die Antwort sparen können, da er den Satz ohnehin nur so hätte sagen wollen. Zum einen sei das gute Wetter eine Farce – das Wort hatte er in der Schule aufgeschnappt –, da er es heute ohnehin nicht genießen konnte, zum anderen müsse er üben. Das stimmte. Er fragte, warum denn das Klassenvorspiel nicht morgen sein konnte. Oder am besten gestern.
In ihrer Eduard verhassten Art, auf rhetorische Fragen zu antworten, erwiderte sie, dass sie keinen Einfluss auf den Ablauf der Zeit nehmen könne, sondern lediglich in der Lage sei, ihn neben ihrer Arbeit täglich zu bekochen, für ihn einzukaufen und ihn zu seinen Terminen zu fahren. Das reichte für heute.
Eduard legte sein Besteck auf den Teller, verließ den Raum und setzte sich ans Klavier. Es war nicht gut, im Streit auseinanderzugehen und Essen auf seinem Teller zurückzulassen. Doch so begriff sie, wie ernst es ihm war.
Außerdem hatte er keinen Appetit. Er spielte die Fuge Bachs und verhaspelte sich mehrfach. Das stresste ihn. Dann übte er das Dvořák-Stück. Und Chopins Etüde. Die drei für heute Abend. Dann wartete er kurz und wechselte die Reihenfolge.
Dvořák. Chopin. Bach. Diesmal klappte Bach. Diesmal machte ihm Dvořák Probleme.
Bach. Chopin. Dvořák. Besser.
Chopin. Bach. Dvořák.
Und einmal noch Bach, Dvořák, Chopin.
„Besser wird's nicht."
Das Letzte sagte Eduard laut, obwohl er allein war. Er stand vom Klavier auf und setzte sich widerwillig zu seiner Mutter in den Garten.
„Dein Essen steht im Kühlschrank, falls du später noch Hunger hast."
„Ja, was auch immer."

„Möchtest du nochmal aufladen? Zur Sicherheit?" – Soweit hatte er nicht gedacht.
Er schüttelte den Kopf und setzte sich Kopfhörer auf. Denn er wollte nicht resignieren, auch wenn nichts dafür sprach, es nicht zu tun. Nachdem er laute Musik angestellt hatte, brauchte er sie ja nun eine Zeitlang nicht, dachte er. Doch die Musik machte ihn nervös.
„Nichts an diesem Tag ist gut. Nichts an diesem Tag ist gut."
Doch was konnte passieren?
Er könnte sich verspielen. Das wäre okay, er war ja noch ein Schüler. Er könnte völlig den Faden verlieren. Das wäre schlecht. Die Batterien könnten plötzlich leer sein. Dann wäre alles umsonst. Er wartete noch einen Moment. Dann schlug er seiner Mutter vor, die Batterien doch noch eine Weile aufzuladen. So konnte er doch noch eine Weile das Musikhören genießen. Als sie geladen waren, aß er sogar noch den Rest vom Mittag. So schlimm war alles vielleicht gar nicht. Dann kam sein Vater heim.
Gemeinsam fuhren sie los. Keiner sprach. Eduard begriff, dass auch sie angespannt waren. Er hielt die Noten in der Hand. Wenn es nur schon vorbei wäre. Er würde aufstehen. Sich an den Flügel setzen. Spielen. Aufstehen. Und sich wieder hinsetzen. Dann wäre es vorbei. Dann würde es gut sein. Etwas an dem Tag würde gut sein. Dann waren sie da.
Die alten Männer, die Eduard immer an die grauen Herren aus Momo erinnerten, standen draußen vor der Musikschule. Zwei rauchten. Sie freuten sich, Eduard und seine Eltern zu sehen. Das sagten sie einige Male und stellten ihm ein paar Fragen. Er schüttelte ihre Hände mit Bedacht, da er seine ja später noch brauchte, und hielt sich kurz. Er hatte nichts zu sagen. Er war gar nicht wirklich da.
Eduard setzte sich auf einen Platz in der vorletzten Reihe. Seine Eltern zu seinen Seiten, seine Noten zwischen seinen Füßen, das Programmheft auf seinem Schoß. Er war ziemlich weit hinten im Programm platziert worden. Dabei hatte sein Lehrer eigentlich alle nach dem Alter sortieren wollen. Und so alt war er ja nicht. Er wäre gern der Erste gewesen. Ein paar Leute starrten ihn an.
Es gab eine kurze Ansprache, dann setzte sich ein junges Mädchen an den Flügel. Dann ein Junge mit Sommersprossen. Sie spielten einfache Stücke, doch verspielten sich nicht. Sobald sie wieder auf ihren Plätzen saßen, beneidete Eduard sie. Er dachte darüber nach, wie schön es wäre, eine oder einer der anderen zu sein. Aber erst, sobald sie gespielt hatten. Denn solange ihr Beitrag noch anstand, geriet Eduard bei der Vorstellung, ein anderer zu sein, in Panik. Wäre er plötzlich der Nächste, wie könnte er sich sicher sein, dass er das Stück auch beherrscht, das er spielen muss? Er kannte es doch gar nicht. Doch sobald sie wieder im Publikum saßen, war alles klar. Ein Mädchen verspielte sich.
„Gott sei Dank!", dachte Eduard.
Sie musste einmal ganz absetzen. Das nahm ihm ein wenig Druck. Gleichzeitig wurde ihm aber auch wieder bewusst, dass überhaupt Druck da war. Viele Programmpunkte waren nicht mehr vor ihm. Und besser spielen konnten die anderen fast alle, fand Eduard. Besonders der Junge mit der randlosen Brille. Wieso war er denn noch vor ihm dran? Und was machte Eduard hier überhaupt? Direkt vor ihm war auch noch ein Mädchen dran, das auch Bach spielte. Auch eine Fuge. Viel schwerer als seine. Und dann war sie auch noch hübsch. Er musste bei der nächsten Unterrichtsstunde ein ernstes Wort mit seinem Lehrer über das Programm reden. Aber das lag auf der anderen Seite.
Auf dieser rannten die Sekunden. Er probierte, die drei Stücke durchzugehen, die er spielen würde. Beim letzten Lied des Mädchens nahm Eduard seine Noten. Als alle klatschten, hielt er sie in den Händen. Sie verbeugte sich und setzte sich hin. Er wartete noch kurz. Sein Herz raste. Das Timing ist bei öffentlichen Auftritten das Wichtigste, das hatte er in der Theater-AG gelernt.
„Eduard, wo bleibst du denn?", rief sein Lehrer. Alle lachten. Er machte alles kaputt. Eduard stand auf. Bestimmt waren seine Ohren rot. Alle Blicke folgten ihm. Das war nichts für ihn. Er ging nach vorne und setzte sich an den Flügel. Sein Lehrer half ihm ungefragt dabei, die Noten auf das Notenbrett zu legen. Während der noch ein paar Worte verlor, öffnete und schloss Eduard ein paarmal seine Fingergelenke und sah sich das Bachstück an. Einer der grauen Herren stand mit einer Videokamera am Rand. Das war so abgesprochen. Alles halb so wild, fand Eduard. Einfach nur spielen. Als der Lehrer aufgehört hatte, zu sprechen, fing er einfach an, ohne aufzusehen.
Erst nur mit einer Hand, dann mit der anderen. Dann mit immer mehr Fingern. Reine Übungssache, hatte

Gabi Kremeskötter

sein Lehrer gesagt. Und er hatte ja geübt. Also klappte es. Solange er nicht ins Nachdenken geriet, war alles gut. Und das tat er nicht. Es klappte. Die Leute klatschten. Er blätterte und hörte, wie der Junge mit den Sommersprossen in der ersten Reihe leise mit seiner Mutter sprach.

„Das hätte ich auch gekonnt."

„Pst! Darum geht es nicht. Bist du gefälligst ruhig?"

Eduard hätte beiden gern die Hände abgehackt, spielte aber erst einmal Dvořák. Die Zeit verflog. Die Leute klatschten. Er sah sich kurz um. Hätte er es nicht besser gewusst, hätte er den Eindruck zugelassen, dass seiner Mutter eine Träne im Auge stand. Zeit für Chopin. Seinen Lieblingskomponisten. Das schwerste Stück. Er sah auf die Finger, die anfingen zu spielen. Es klappte. Sie spielten es einfach. Vielleicht konnten sie es ja auch mittlerweile selbstständig spielen. Vielleicht trug er ja gar nichts dazu bei. Vor einem Auftakt stockte er und ging ihn nochmal durch. Er musste aufhören zu denken.

Im Raum war es jetzt völlig still. Ein Takt verging. Ein zweiter. Timing ist alles, dachte er. Unscharf sah er seinen Lehrer zucken. Es darf nur keiner anfangen zu klatschen. Ein dritter. Nach vier Takten spielte er weiter und traf den Auftakt, wie er es vorhatte. Er hatte, als er weiterspielte, das seltsame Gefühl, dass das Stück jetzt sein eigenes war und nicht mehr Chopins. Das gefiel ihm. Ihm fielen ein paar Betonungen auf, die er vorher nicht beachtet hatte. Er verstand das Stück, auch wenn es dafür etwas spät war. In den letzten Takten spielte er immer lauter und beendete es mit einem gebrochenen Akkord, der sich von den tiefen Tönen aus aufbaute und mit gedrücktem Pedal ausklang. Dann war es vorbei.

Die Leute klatschten, sein Lehrer sprang auf und sagte etwas, in dem „Eduard Chopin" vorkam, und Eduard ging zurück zu seinem Platz. Sein Vater nickte ihm zu, seine Mutter lächelte ihn an. In andere Gesichter sah Eduard nicht. Er setzte sich wieder hin. Dann spielte die nächste. Dann noch einer. Eduard nahm das kaum wahr - Nur als Hintergrundmusik.

Dann war es vorbei. Alle standen auf. Die Erwachsenen gratulierten ihren Kindern und auch denen der anderen. Ein paar gratulierten Eduard. Ein paar reichten ihm aufrichtig, ein paar gedankenverloren die Hand, einige klopften ihm auf die Schultern. Einige sprachen mit seinen Eltern. Irgendwann war er nur noch mit denen, den grauen Herren und seinem Klavierlehrer im Raum. Er war der einzige, der nicht sprach. Einer sagte etwas über ein „Wunderkind", sein Lehrer etwas über ein „Wunderwerk". Zwei sahen sich auf der Kamera das Video an und zeigten es Eduard. Seine Ohren waren wirklich rot gewesen. Sie fragten ihn und seine Eltern, ob sie Ausschnitte für ihre Homepage verwenden dürften. Dann gingen alle. Er fuhr noch mit seinen Eltern in ein Restaurant, was sie es offenbar schon vorher geplant hatten, für

Printausgaben und E-Books von:
Emmanuel Bove
Jim Grimsley
Andreas von Klewitz
Fernando Molica
Zé do Rock

EDITION DIÁ

www.editiondiá.de

rowohlt

Eduard aber eine Überraschung war. Dann fuhren sie wieder heim.
Eduard war müde. Er zog sich um und ging ins Badezimmer. Er stand wieder am Waschbecken und betrachtete sein Spiegelbild. Es lächelte ihn kurz an. Das hatte er heute alles gar nicht schlecht gemacht. Er nahm seine Zahnbürste und putzte sich die Zähne. Ob er noch lesen wolle, fragte seine Mutter, die hereingekommen war. Darüber musste er nachdenken, wodurch eine Pause entstand. Er habe das übrigens sehr gut gemacht und sie sei stolz auf ihn. Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter. Er spuckte aus, spülte die Zahnbürste ab und seinen Mund aus. Dann bedankte er sich und sagte, dass er nicht mehr lesen wolle. Er streckte ihr seine beiden Hände hin, die seine Mutter nacheinander vorsichtig abnahm. Sie stellte sie in die Aufladestation und wünschte Eduard eine gute Nacht. Er blieb noch kurz allein im Bad. Der Spiegel beschäftigte ihn.
Eduard sah sich tief in die Augen, dann auf seine Handstümpfe. Wer war er? Das „Wunderkind", das mit den sensorkontrollierten, gedankengesteuerten Carbonprothesen auf dem Klavier Stücke spielen konnte, die vor ihm noch keiner hinbekommen hat? Oder der Junge, der es ohne das technische „Wunderwerk" nicht einmal schaffte, einen einzelnen Ton anzuschlagen, ohne dabei noch andere Tasten mit herunterzudrücken? Der nicht einmal die Noten auf dem Notenbrett sehen konnte, wenn er seine Brille nicht trug?
Er klemmte seine Brille zwischen die Arme und nahm sie ab. Sie rutschte herunter und fiel ins Waschbecken. Er sah Licht und Schatten. Eduard dachte an Chopin, steuerte seine Finger und spielte den Auftakt. Der Stumpf blieb ruhig. Er hielt ihn direkt vor seine Augen und spielte. Keine Bewegung. Wo war seine Fähigkeit, Klavier zu spielen, wenn er seine Hände nicht trug? Die Frage beschäftigte ihn am meisten. Sie war nicht da. Eduard wusste, wer er war. Er ging ins Bett.

Gregor van Dülmen lebt in Berlin und ist als freier Autor tätig. Er ist Mitbegründer des Kulturmagazins www.postmondaen.net, schreibt für Magazine wie die ZITTY oder tip Berlin und arbeitet in einem wissenschaftlichen Verlag. 2014 gewann er den Jugendkunstpreis der Stadt Erkner für Literatur.

Gabi Kremeskötter

Jürgen Janson - Burka-Verbot

Aufruf der **eXperimenta**-Redaktion

Wir suchen dringen engagierte Mitarbeiter(innen), die Werbung für die **eXperimenta** machen.
Aufgabenbereiche sind:

- Anzeigenakquise (20% Provision)
- Soziale Netzwerke pflegen (Facebook, Twitter, Newsmax)
- Betreuung einer Crowdfunding-Aktion

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann greifen Sie direkt zum Telefon: 06721/ 921 060 oder schreiben Sie an **redaktion@experimenta.de**

Denn alle Gegenwart heißt: Widerstand

Stefanie Golisch

Meiner Religionslehrerin am Marianne-Weber-Gymnasium in Lemgo, Dr. Käthe Aetna, gewidmet

Dunkle Orte

„Und auch dies", sagte Marlow plötzlich, „ist einmal einer der dunklen Orte der Erde gewesen."
Joseph Conrad, Das Herz der Finsternis

Die hellen und die dunklen Orte, doch irgendwie schon früh besonders die dunklen.
Ein wenig zwanghaft, vielleicht.
Als wollten diese Orte etwas von mir.

Mitte der 1980er Jahre.
Auschwitz.
Im Bus von Krakau nach Auschwitz einen jungen Amerikaner kennengelernt und gemeinsam mit ihm zum ersten und letzten Mal in meinem Leben einen Führer, *a guide*, genommen. Der Amerikaner war einfach nicht davon abzubringen gewesen, und ich hatte schließlich nachgegeben.
Mit einem sehr eigenen Blick auf das historische Geschehen geleitete uns damals ein pensionierter polnischer Geschichtslehrer durch den Hades: von Höhepunkt zu Höhepunkt. Im Eifer des Gefechts vergaß er dabei ganz diejenigen zu erwähnen, die hier vor allem ermordet wurden und den Namen Auschwitz zum Symbol des Bösen schlechthin gemacht haben. Nur auf mein Nachfragen hin, war er bereit gewesen zuzugeben, dass hier *auch* Juden ermordet wurden.
Also jews.
Dieser polnische Patriot und sein unendlich naiver amerikanischer Berufskollege *(Is that true? Did they really wear wooden shoes? In winter?)* stellten sich damals schützend zwischen mein Mitte zwanzigjähriges Ich und diesen Ort, den ich wahrscheinlich ansonsten kaum ausgehalten hätte.
So konnte ich mich wenigstens innerlich erbosen und erheben: über die Geschichtsklitterung des einen und die hanebüchene Ignoranz des anderen.
Diese beiden, denke ich heute, waren wie ein Puffer.

In Wirklichkeit bin ich niemals in Ausschwitz gewesen, sondern bin durch Filmkulissen gelaufen.

Solche Orte.

Selbst wenn man sie nicht ausdrücklich sucht, sie liegen ja alle auf oder zumindest am Rande unserer bewährten Reisewege durch das gute alte Europa: Mauthausen, Theresienstadt, Dachau, Oranienburg, Sachsenhausen, Goli Otok, Hohenschönhausen . . .
Man braucht auf seinen Wegen nur einmal kurz anzuhalten und auszusteigen.
Ein paar Stunden Zeit genügen, ein kleiner guter Wille und schon kann man immerhin von sich behaupten, *auch ich bin dort gewesen*. Informiert und präpariert, nach neuesten museumspädagogischen Gesichtspunkten mittels übersichtlicher Schautafeln auf die Erkenntnishöhe der eigenen Epoche geliftet.
So rationalisiert man den Schrecken weg.
So macht man den dunkelsten Ort noch kompatibel.
Die Geschichtslehrer sollen schließlich mit ihren Schülern *darüber* ins Gespräch kommen können.
Die Besucher sich gemeinschaftlich darüber verwundern können, *wie so etwas nur möglich gewesen ist*.
So rationalisiert man den Schrecken weg, nur um ihn an anderer Stelle wieder herbeizuzitieren.
Etwa auf jene geschmacklose Art und Weise, mit der Daniel Libeskind seinen unsäglichen *Holocaust Tower* im Jüdischen Museum zu Berlin platziert und dafür Lob von allen beflissenen Seiten erfährt.

(*In Hiroshima mon amour* von Alain Resnais aus dem Jahre 1959 gibt es die überwältigend wahre Szene, in der Sie Ihm davon berichtet, was Sie in kürzester Zeit in Hiroshima alles gesehen hat und in der Er auf jede Ihrer Affirmationen nur mit einem stereotypen: *Nichts hast du gesehen antwortet*.)

Das stimmt.
Nichts habe ich gesehen.
Niemals war ich an einem solchen Ort allein.
Immer war ich gefangen in einem Stimmengewirr.

Unter Menschen.
Vor Erklärungsmauern.
Am liebsten besucht man nämlich die *dunklen Orte der Erde* in kompakten Einheiten: Schulklassen, Seniorengruppen, Kirchen- und Freundeskreise.
Man redet, kommentiert, man tauscht seine Eindrücke, seine *Betroffenheit* aus.
Und am Ende ist das Ganze doch nur wieder ein Ausflug wie jeder andere.
Holocaust turism oder *dark turism* ist ein Ausdruck, der sich in den Vereinigten Staaten für organisierte Reisen an die Orte des Schreckens eingebürgert hat und sich nicht nur unter den Überlebenden und ihren Angehörigen wachsender Beliebtheit erfreut.

Niemals war ich an einem solchen Ort allein und musste auf jeden Fall die Fassung bewahren, und diese Anstrengung war meist so enorm, dass ich mir die ganze Zeit lang nur eines wünschte, dass der Besuch nämlich so bald wie möglich zu Ende sein möge.
Dann war es meist Mittag oder Nachmittag, und man musste und wollte essen gehen oder Kaffee trinken.
Alles ganz normal, ich weiß, und doch, so empfand ich es schon damals, Ende der 1980er Jahre in der unangenehm nach zerkochtem Kohl riechenden Kantine in Auschwitz, ein Sakrileg.
In der Partie der Lebenden gegen die Toten tragen den Sieg allemal die Lebenden davon.
(Und das ist dann auch wieder richtig und wahr.)

Es kann und darf anders nicht sein.

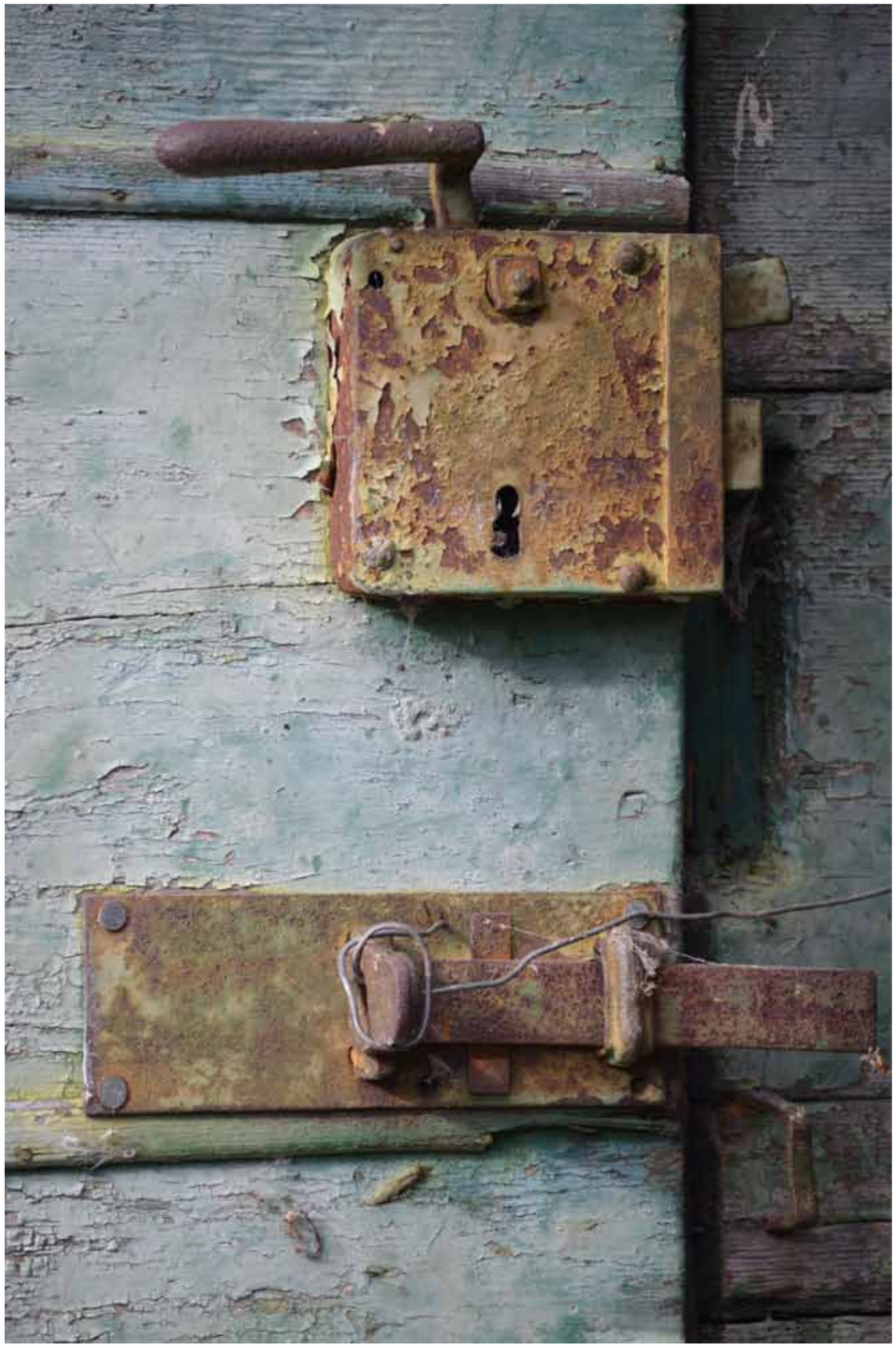
Nur einmal war es anders, das war an jenem Tag, an dem ich beschloss, allein die Gedenkstätte Berlin-Plötzensee aufzusuchen.
Ein Wochentag im Februar, ein paar Jahre nach der Jahrtausendwende.
Die ganze Nacht lang hatte es geschneit.
Ich nehme also erst die U-Bahn, dann einen Bus.
Vorbei an Tankstellen, Baumärken, Discountern, Matratzenlagern.
Es ist noch früh. Der kurze Fußweg zur Gedenkstätte ist tief verschneit. Meine eigenen Spuren sind ohne Vorgänger an diesem Tag.
Ein paar Schritte nur, dann stehe ich in jenem kalten leeren Raum vor fünf Fleischerhaken, an dem einst Menschen erhängt wurden, die man sodann verbrannte und deren Asche man schließlich auf den umliegenden Feldern verstreute, um alle Spuren auszulöschen.
Man sollte ihre Namen vergessen.
Nichts sollte an sie erinnern.

Die *normale* Hinrichtungspraxis sah seit der preußischen Zeit Enthauptungen vor. Das Erhängen wurde von den Nationalsozialisten als ganz besonders entehrende Todesart zuerst an den Mitgliedern der *Roten Kapelle*, später an den Männern und Frauen des Kreisauer Kreises vollzogen, um sie noch im Tode zu erniedrigen.
Insgesamt wurden während der Zeit des Nationalsozialismus in Plötzensee 2891 politische Häftlinge ermordet. Das kommunistische und sozialdemokratische ebenso wie das bürgerlich-konservative und christliche Lager. Einzelkämpfer und organisierte Gruppen. Männer und Frauen. Deutsche und Ausländer.
Die ersten Exekutionen fanden Mitte der 1930-er Jahre statt, die letzten wenige Wochen vor dem endgültigen Zusammenbruch Deutschlands im Frühjahr 1945. Die damals vom Volksgerichtshof, Militärgerichten oder improvisierten Standgerichten gefällten Todesurteile sind von der bundesdeutschen Justiz erst sehr spät offiziell aufgehoben worden. Zu tief waren die junge Bundesrepublik und ihre Funktionsträger in die Vergangenheit verstrickt, viel zu schwach artikuliert und durch reale Mehrheiten innerhalb der Bevölkerung abgesichert war der Protest gegen die rasche und lautlose Abwicklung der Vergangenheit, wie sie seit den 1950er-Jahren stillschweigend praktiziert wurde. So wurden die Todesurteile der Verschwörer des 20. Juli im Zuge des *Gesetzes zur Aufhebung nationalsozialistischer Unrechtsurteile in der Strafpflege* sage und schreibe erst im Jahre 1998 pauschal für rechtswidrig erklärt. Die Mitglieder der *Roten Kapelle* mussten aufgrund ihres bis dahin geltenden Status als *Kriegsverräter* sogar bis 2009 auf ihre Rehabilitierung warten. Erst im Zuge einer zweiten Gesetzesänderung wurden damals, ebenfalls pauschal, die Urteile gegen sie aufgehoben.

Mit Hilfe des Internet ist es heute ein Leichtes, an visuelles Material zu gelangen und sich auf diese Weise einen Eindruck zumindest von einigen jener Menschen zu verschaffen, die damals für ihre Überzeugungen ganz bewusst ihr Leben riskierten und verloren.

So sah ich heute Morgen bei der Arbeit an diesem Text auf *youtube* einen kurzen Ausschnitt aus dem Prozess gegen Ulrich Wilhelm Graf Schwerin von Schwanenfeld, einem Schulfreund Peter Graf Yorck von Wartenburgs, der am 21. August 1944 vom Volksgerichtshof unter dem Vorsitz von Roland Freisler zum Tod durch den Strang verurteilt wurde.
Als Grund für seinen Widerstand nannte der Angeklagte dem tobenden Freisler mit dem letzten Funken Mut eines physisch und psychisch schwer gezeichneten und doch ungebrochenen Menschen *die vielen Morde*, die er in den deutschen Ostgebieten mit habe ansehen müssen.
Ein Blick auf die „Kommentare" und Pseudonyme(!) derjenigen, die solche Dokumente ins Internet stellen, machen unmittelbar die unauflösliche Ambivalenz des Mediums deutlich. Der Ton, der hier an der Tagesordnung zu sein scheint, ist einmal mehr dazu angetan, die – s.o. – mühsam wiedererlangte Würde der Opfer ein um das andere Mal mit Füßen zu treten.
Für die notwendigerweise zu stellende Frage, wo die Grenzen der freien Meinungsäußerung liegen, gibt es in der virtuellen Welt der Gegenwart allerdings längst keinen konkreten Adressaten mehr.
Immer noch stehe ich vor den Fleischerhaken.
Es gibt an diesem Ort keine *richtige* Art und Weise des Gedenkens, keinen gültigen Verhaltenskodex und keine persönliche Geste, die vor dem hier Verübten Bestand hätte.
Diesen Ort muss man aushalten.
Nicht mehr und nicht weniger.
Ich schließe die Augen.
Ich öffne sie wieder.
Ein japanisches Ehepaar mittleren Alters erkundet das Gelände forschen Schrittes mit der Kamera.
Sie haben keine Zeit zu verlieren und sind schnell wieder verschwunden.
Nichts habt ihr gesehen, denke ich, aber immerhin haben sie mich in ihrer fremden Art einen Augenblick lang vom Nachdenken über mich selbst und meine eigene Haltung abgelenkt.
Mit leeren Händen stehe ich immer noch dort, wo ich eigentlich gar nicht stehen möchte.
Dieser Ort will ausgehalten werden.
Aber ich halte ihn nicht aus.
Und werde am Ende nichts gesehen haben.
Rien.

Harald Poelchau (1903 – 1972) war der evangelische Gefängnispfarrer in Tegel, dem Spezialgefängnis der Nazis für politische Häftlinge. Im Laufe seiner Dienstjahre von 1933 – 1945 begleitete er nach eigenen Angaben mehr als 1000 Menschen auf ihrem Gang zur Hinrichtung. In einem Interview sagte er einmal, dass er mit jedem einzelnen von ihnen gestorben sei; dennoch habe er seinen Glauben niemals verloren.
Poelchau, der in seiner Jugend bei Paul Tillich studiert hatte, war ihnen allen begegnet: den Mitgliedern der *Roten Kapelle* ebenso wie den Verschwörern des 20. Juli und denjenigen, die keiner Gruppe angehörten, auf eigene Verantwortung handelten – oder sich verweigerten – und deren Namen heute niemand mehr kennt.
Ich habe in seinen bereits 1949 erschienenen Aufzeichnungen *Die letzten Stunden. Erinnerungen eines Gefängnispfarrers* nach dem Geheimnis des Überlebens gesucht, es aber nicht gefunden.
In nüchternem Ton berichtet Poelchau über seine Erlebnisse und Erfahrungen während jener Jahre. Er zitiert aus Abschiedsbriefen, die ihm die Häftlinge anvertrauten und skizziert die Lebens- und Leidensbilder all derjenigen, die ihm im Angesicht des Todes, wie er schreibt, das *Innerste an Menschentum* offenbarten. Alles eindrückliche Dokumente. Aber da ist eine Grenze des Verständnisses oder der Kommunikation. Es ist die Grenze des Todes, welche die Lebenden radikal von denjenigen scheidet, deren Leben niemals wirklich in Gefahr war, ausgelöscht zu werden.
Gerne hätte ich mehr erfahren von den Gefühlen dieses außergewöhnlichen Mannes, seinen Ängsten und den geheimen Quellen seiner schier unerschöpflichen physischen und psychischen Kräfte, doch wie viele Männer seiner Generation beschränkt sich sein Bericht weitgehend auf das Nachweisbare, Konkrete. Und wahrscheinlich ist es gerade diese Nüchternheit, die ihn dazu befähigt hat, in einer aus den Fugen geratenen Welt einen klaren Kopf zu bewahren und ohne das Unmögliche erreichen zu wollen, das Mögliche zu tun.
Vor der Hinrichtung konnte Harald Poelchau die Verurteilten nicht bewahren, doch konnte er ihnen den Alltag erleichtern, indem er half, den Kontakt zu ihren Familien aufrechtzuerhalten, Pakete beförderte und, wo immer er gerufen wurde, seelischen Beistand leistete. Durch seine Bereitschaft, heimlich ihre Abschiedsbriefe an sich zu nehmen und den Empfängern zuzustellen, leistete er über-



Gabi Kremeskötter

dies einen wichtigen Beitrag gegen das Vergessen. Dass er, parallel zu seiner offiziellen Tätigkeit in Plötzensee, auch noch gemeinsam mit seiner Frau Dorothee ein Netzwerk stiller Helfer koordinierte, das in Berlin untergetauchten Juden das Überleben sicherte, lässt auf einen furchtlosen Charakter schließen, der sich den Herausforderungen des Lebens bewusst stellte: *Ich habe die Erfahrung gewonnen, daß diese Männer und Frauen Vergebung brauchten, die Vergebung anderer Menschen, denen sie in ihrem Leben nicht gerecht geworden waren, oder Gottes Vergebung. In den letzten illusionslosen Gesprächen mit den Todgeweihten wurden Kräfte jenes Friedens lebendig, der höher ist als alle Vernunft, mächtiger als die Furcht vor dem Richter und dem Beil und dem Strick des Henkers.*

Das eigene Schicksal annehmen

Ich bitte auch die Freunde, nicht zu trauern, sondern für mich zu beten und mir zu helfen, solange ich der Hilfe bedarf. Und sich nachher darauf zu verlassen, daß ich geopfert wurde, nicht erschlagen. Ich hatte nicht daran gedacht, daß dies mein Weg sein könnte. Alle meine Segel wollten steif vor dem Wind stehen; mein Schiff wollte auf größere Ausfahrt, die Fahnen und Wimpel sollten stolz und hoch in allen Stürmen gehißt bleiben. Aber vielleicht wären es die falschen Fahnen geworden oder die falsche Richtung, oder für das Schiff die falsche Fracht und unechte Beute. Ich weiß es nicht. Ich will mich auch nicht trösten mit einer billigen Herabminderung des Irdischen und des Lebens. Ehrlich und gerade: ich würde gerne noch weiterleben und gerne und jetzt erst recht weiterschaffen und viele neue Worte und Werte verkünden. Gott halte mich in der Kraft, ihm und seiner Fügung und Zulassung gewachsen zu sein. (...) Ich werde auf ihn vertrauen, bis ich abgeholt werde. Und ich werde mich mühen, daß mich auch diese Lösung nicht klein und verzagt findet.

In den Monaten seiner Haft, im Winter 1944/45, schrieb der Jesuitenpater und Theologe Alfred Delp (1907 – 1945) in seiner Zelle in Tegel mit gefesselten Händen an seinem geistig-spirituellen Testament. In den Aufzeichnungen, die unter dem Titel *Im Angesicht des Todes* erstmals im Jahre 1947 erschienen, reflektiert Delp seinen Lebensweg im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die präzise Zeitdiagnose einer von seinen spirituellen Wurzeln abgeschnittenen, der Materie hoffnungslos verfallenen Lebenswelt lässt sich, unter gleichwohl veränderten Vorzeichen, mühelos auf die heutige Zeit übertragen: *Der Mensch starb an den vielen Vermassungen, Entwicklungen, Tempos usw. und mit ihm die Religion. Auf jeden Fall wurden die abendländischen Räume geistig, menschlich und religiös leer. Wie soll das Wort oder die Aktion der Kirche da noch Echo und Antwort finden?*

Unter dem Eindruck von Isolationshaft und Folter radikalisierte sich Delps theologische Perspektive in Hinblick auf die Schicksalsgemeinschaft von Mensch und Gott als wichtigster Voraussetzung geistigen Wachstums und Überlebens: *In dieser Stunde meines Lebens wird mir eines klarer als es sonst manchmal war: ein Leben ist verloren, wenn es nicht in ein inneres Wort, in eine Haltung, eine Leidenschaft sich zusammenfaßt. Der Mensch muß unter einem geheimen Imperativ stehen, der jede seiner Stunden verpflichtet und jede seiner Handlungen bestimmt. Nur der so geprägte Mensch wird Mensch sein können, jeder andere wird Dutzendware, über den andere verfügen.*

Delp, der im Rahmen seiner Dissertation bereits Mitte der 1930er-Jahre Martin Heideggers *Sein und Zeit* als Erster aus katholischer Perspektive ausgeleuchtet hatte, war bis zu ihrem Verbot im Jahre 1941 Redakteur der renommierten Jesuitenzeitschrift *Stimmen der Zeit* in München gewesen. Sein Spezialgebiet waren sozialpolitische Themen. Als Experte, namentlich für die katholische Soziallehre, gelangte er im Jahre 1942 durch Vermittlung eines befreundeten Priesters in Kontakt mit dem Kreisauer Kreis, wo man ihn mit dem Entwurf einer christlich-demokratischen Sozialordnung für die Zeit nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus betraute. Ein Manuskript mit dem Titel *Die Dritte Idee*, das Delp nach Aussagen seiner engsten Mitarbeiterin und Vertrauten Luise Östreicher noch am Vorabend seiner Verhaftung fertiggestellt hatte, ging in den Wirren jener Tage unwiderruflich verloren. Wahrscheinlich wurde es, um die Beweislast gegen ihn nicht noch zu erhöhen, verbrannt.

Alfred Delp wurde wenige Tage nach dem Attentatsversuch auf Hitler Ende Juli 1944 in seiner Gemeinde in München-Bogenhausen verhaftet und unverzüglich nach Berlin gebracht, wo er nach einem Schauprozess unter dem Vorsitz von Roland

Freisler Anfang Februar 1945 in Plötzensee hingerichtet wurde. Es heißt, die Gestapo habe ihm angeboten, sein Leben durch einen Ordensaustritt zu retten, was er jedoch ablehnte. Stattdessen nutzte er die Monate zwischen Verhaftung und Hinrichtung, um sich selbst Rechenschaft über seinen intellektuellen und spirituellen Lebensweg abzulegen.
Hinter den meisten Männern des Kreisauer Kreises standen – man kann dies in dem von Dorothee von Meding herausgegebenen Buch *Mit dem Mut des Herzens. Die Frauen des 20. Juli* eindrucksvoll nachlesen – ebenso unerschrockene Frauen. Hinter Alfred Delp stand außer seiner Schwester und den *beiden Mariannen*, der Fürsorgerin Marianne Hapig und ihrer Freundin, der Juristin Marianne Pünder, die sich seiner in ihrer Eigenschaft als Mitglieder einer Widerstandsgruppe während der Haftzeit in Tegel annahmen, niemand. Eine Lebensfreundschaft, wie etwa die von Dietrich Bonhoeffer und Eberhardt Bethge, ist von Alfred Delp nicht überliefert, was zweifellos mit seinem Status als Ordensmann zusammenhängt. Enge Freundschaften werden in Klöstern nicht gerne gesehen; aus eigener Erfahrung nach einem Gastaufenthalt in einem Kloster kann ich nur sagen: Einsamere Menschen sah ich nie.
Eine große, existenzielle Distanz lese ich auch aus der umfangreichen Delp-Biografie des Jesuiten Roman Bleistein heraus, die sich bezeichnenderweise fast ausschließlich auf den Nachvollzug von Delps geistigem Lebensweg konzentriert und deshalb hauptsächlich in theologisch-philosophischer Hinsicht interessant ist. Delp erscheint in diesem Werk als kritischer Intellektueller seiner Zeit, der sich keineswegs nur in geistig-spirituellen Räumen bewegt, sondern das politische und soziale Leben seiner Zeit aufmerksam verfolgt und im entscheidenden Moment und unter Einsatz seines Lebens zum Handeln bereit ist. Vergeblich versucht man bei der Lektüre allerdings ein lebendiges Bild des Menschen Alfred Delp zu gewinnen. Gerade die starke innere Haltung, die seine Aufzeichnungen aus der Haft zu einem der aussagekräftigsten Dokumente des deutschen Widerstands machen, legt nachdrücklich die Frage nach den geheimen Kraftquellen dieses schwierigen und unbequemen Menschen nahe.
Es gibt einen Satz von Paul Celan aus der Büchnerpreisrede: *Sondern geh mit der Kunst in deine allereigenste Enge und setze dich frei.*

Delp ist kein Künstler, sondern ein Gottesmann.
In seiner *allereigensten* Enge wohnt ein Gegenüber.
In der Verlassenheit seiner Zelle spricht Delp mit seinem Gott.
Ihm ist er verpflichtet.
In ihm vollendet sich – in Freiheit – sein kurzes Leben.

Der Dialog mit dem Menschen gehört zum Menschen, daß er sich öffne und wirklicher werde. Aber mehr noch der Dialog mit dem Absoluten. Deswegen ist es zu wenig, eine Idee oder ein Ideal der Jenseitigkeit zu haben. Der personale Gott ist der Gott des Lebens. Erst im Dialog mit ihm tritt der Mensch in seinen wirklichen Lebensraum ein. Hier lernt der Mensch die Grundwerte des Wesens: Anbetung, Ehrfurcht, Liebe, Vertrauen. Alles im Leben, was unterhalt dieses Dialoges bleibt, es mag mit noch soviel Eifer und Ernst und Hingabe unternommen sein, bleibt unfertig, auf die Dauer unmenschlich. Die Anbetung als Weg des Menschen auch zu sich.

Für den *personalen* Gott, von dem Delp hier spricht, führt er den Begriff *theonomer Humanismus* ein. Darunter versteht er ein *Erwachen des Menschen zu seinen Werten und Würden; zur ehrlichen Erkenntnis seiner göttlichen und humanen Möglichkeiten.* Gott, als absolutes Prinzip verstanden, steht in diesem Zusammenhang für das notwendige *Andere*, das vernünftige Korrektiv der menschlichen Leidenschaften und Instinkte, die erst durch ihre transzendente Verankerung im Sinne reifer Menschwerdung kanalisiert und fruchtbar gemacht werden können: *Der Mensch ist falsch und unglücklich allein mit sich selbst. Es gehört der andere Mensch dazu, es gehört die Gemeinschaft dazu, es gehört die Welt dazu und der Dienst an ihr – und es gehört das Ewige dazu. Nein, der Ewige. Es soll die Zeit des theonomen Humanismus werden.*

Alfred Delps Aufzeichnungen aus der Haft sind selbst die Beglaubigung dieser intimen Beziehung von Mensch und Gott. Urplötzlich mitten aus dem Leben gerissen und abgeschnitten von allen anderen möglichen Kraftquellen, bleibt dem Gefangenen Delp nur diese eine und es scheint, als eröffne sie sich ihm erst in der tiefsten Not ganz und gar. In der Einsamkeit des Kerkers wird der Gefesselte einer ungeahnten Fülle teilhaftig, die sein Leben auf eine Stufe hebt, in deren Licht alles Vorherige

nur wie die Vorbereitung auf diese letzte Prüfung-Offenbarung wirkt.
Sein eigener Weg wird zum lebendigen Beweis dessen, was er als *theonomen Humanismus* theoretisch postuliert.
Dabei idealisiert Delp das Ringen des Menschen mit und um Gott, für den der Kampf Jakobs mit dem Engel als zeitloses Paradigma steht, keineswegs.
Im Gegenteil.
Schonungslos legt er seine Angst zu versagen, seine Verzagtheit, seinen instinktiven Überlebenswillen um *fast* jeden Preis bloß. Dabei besticht sein hoch entwickeltes Reflexionsvermögen ebenso wie der nüchtern-distanzierte Blick, mit dem er seine eigenen menschlichen Reaktionen beobachtet, analysiert und in überpersönliche Zusammenhänge stellt.
Bis jetzt hat mir der Herrgott sehr herrlich und herzlich geholfen. Ich bin noch nicht erschrocken und noch nicht zusammengebrochen. Die Stunde der Kreatur wird sicher auch noch schlagen. Manchmal kommt eine Wehmut über mich, wenn ich an das denke, was ich noch tun wollte. Denn jetzt erst bin ich ja Mensch geworden, innerlich, frei und viel echter und wahrhafter, wirklicher als früher. Jetzt erst hat das Auge den plastischen Blick für alle Dimensionen und die Gesundheit für alle Perspektiven.

Widerstand und Ergebung.
Beide Verhaltensmuster haben ihre Zeit und ihren Ort.
Nicht zufällig gelangen sowohl Alfred Delp als auch Dietrich Bonhoeffer, dessen eigene Aufzeichnungen aus der Haft nach dem Krieg unter eben diesem Titel veröffentlicht wurden, unabhängig voneinander zu dem Schluss, dass die letzte Freiheit des Menschen die Freiheit zu Gott ist und folglich nur darin bestehen kann, ganz und gar in sein eigenes Schicksal zu treten: *Ich aber will hier ehrlich warten auf des Herrgotts Fügung und Führung. Ich werde auf ihn vertrauen, bis ich abgeholt werde. Und ich werde mich mühen, daß mich auch diese Lösung und Losung nicht klein und verzagt findet*, schreibt Delp nach seiner Verurteilung. Bonhoeffer spricht in demselben Zusammenhang davon, dass die Befreiung vom Leiden darin liege, *dass man seine Sache ganz aus den eigenen Händen geben und in die Hände Gottes legen darf. In diesem Sinne ist der Tod die Krönung der menschlichen Freiheit. Ob die menschliche Tat eine Sache des menschlichen Glaubens ist oder nicht, entscheidet sich darin, ob der Mensch sein Leiden als eine Fortsetzung seiner Tat, als eine Vollendung der Freiheit versteht oder nicht.*
Nichts liegt uns heute aber ferner als die Vorstellung, seine (Lebens)geschäfte aus den eigenen Händen in die eines anderen, geschweige denn Gottes zu legen, keine größere Gefahr scheint denkbar als diejenige, die Kontrolle zu verlieren. Das alte Sprichwort *Jeder ist seines Glückes Schmied* ist, auch wenn längst aus dem aktiven Sprachgebrauch verschwunden, zum Leitmotiv eines gesellschaftlichen common sense geworden, dessen Machbarkeitswahn und Optimierungswut dem Menschen, im privaten ebenso wie im öffentlichen Leben, eine Verantwortung aufbürdet, der er ganz offensichtlich nicht gewachsen ist. Der beängstigende Anstieg psychischer Erkrankungen und Störungen jeder Art in den westlichen Industriegesellschaften ist der augenscheinlichste Beleg für die individuelle und kollektive Überforderung des Menschen in einem selbstreferenziellen System, das ausschließlich nach den wirtschaftlichen Prinzipien von Effizienz und permanentem Wachstum funktioniert.

Ich stelle mir vor.
Aber ich kann es mir nicht vorstellen.
Wie es ist, zum Tode verurteilt für eine gerechte Sache, in Isolationshaft auf die Vollstreckung seines Urteils zu warten und dabei, wie Delp schreibt, *nicht einzuknicken.*
Nach Augenzeugenberichten – von Harald Poelchau ebenso wie von seinem katholischen Amtskollegen Peter Buchholz – ist es vielen der Männer und Frauen des deutschen Widerstands durchaus gelungen, ihrem hohen Selbstbild gerecht zu werden und dem Tod die Stirn zu bieten. Überliefert sind die Worte, die Alfred Delp vor seiner Hinrichtung an Peter Buchholz richtete *In wenigen Minuten werde ich mehr wissen als Sie*. Im letzten Brief an seine Frau Freya schreibt Hellmuth James Graf von Moltke *Ich bin nicht unruhig oder friedlos. Nein, kein bisschen. Ich bin ganz bereit und entschlossen, mich Gottes Führung nicht nur gezwungen, sondern willig und freudig anzuvertrauen und zu wissen, dass er unser, auch Dein, meines Liebsten, Bestes will.*
Harro Schulze-Boysen, einer der beiden führenden Köpfe der Widerstandsgruppe *Rote Kapelle* sprach nach Aussagen von Harald Poelchau wenige Sekunden vor seiner Hinrichtung die Worte *Ich sterbe als Kommunist*. In seinem Abschiedsbrief an die Eltern

schreibt er: *Dieser Tod paßt zu mir. Irgendwie habe ich immer um ihn gewußt. Es ist „mein eigener Tod", wie es einmal bei Rilke heißt.* Sein Freund und Verbündeter Arvid Harnack ließ sich in seinen letzten Stunden von Poelchau die *Orphischen Urworte* Goethes und die Weihnachtsgeschichte vorlesen. In seinem Abschiedsbrief an die Eltern schreibt auch er den unvorstellbaren Satz *So bin ich ruhig und glücklich.* Seine Frau, die amerikanische Literaturwissenschaftlerin und Übersetzerin aus dem Deutschen Mildred Harnack, übersetzte noch am Nachmittag vor ihrer Hinrichtung Goethes spätes Gedicht *Vermächtniß*, das mit der Zeile *Kein Wesen kann zu nichts zerfallen* anhebt, in ihre Muttersprache. Sie starb mit den Worten *Und ich habe Deutschland so geliebt.*

Harald Poelchau setzt dieser begabten und leidenschaftlichen Frau, die ihrem Mann in den späten 1920er-Jahren von Amerika nach Deutschland gefolgt war und wenige Tage nach ihm in Plötzensee hingerichtet wurde, in seinem Erinnerungsbuch *Die letzten Stunden* ein ergreifendes Denkmal.

(Ich kann mich nicht enthalten, an dieser Stelle anzufügen, dass der Gedenkstein für Arvid und Mildred Harnack auf dem Waldfriedhof Zehlendorf in Berlin nicht auf dem Friedhofsplan verzeichnet ist und im Gegensatz zu dem von Harald und Dorothee Poelchau und Otto Weidt, die sich auf demselben Friedhof befinden, auch nicht zu den Ehrengräbern der Stadt Berlin zählt. Auch auf mehrmaliges Nachfragen bei der *Gedenkstätte Deutscher Widerstand* habe ich diesbezüglich niemals eine Antwort erhalten.)

Radikale Einsamkeit

Alles, was der Mensch als Letztes ansehen und anrühren möchte, enthüllt sich als Vorletztes, als neues Zeichen der Botschaft, als neue Frage, als neuer Auftrag.

Alfred Delp, *Im Angesicht des Todes*

Woher den Verurteilten, die keineswegs eine homogene Gruppe bildeten und deren Handeln von den unterschiedlichsten Motiven bestimmt war, die innere Kraft zuwuchs, ihr Schicksal als Herausforderung anzunehmen und noch im Tode zu bejahen, ist eine Frage, die mich seit vielen Jahren beschäftigt.

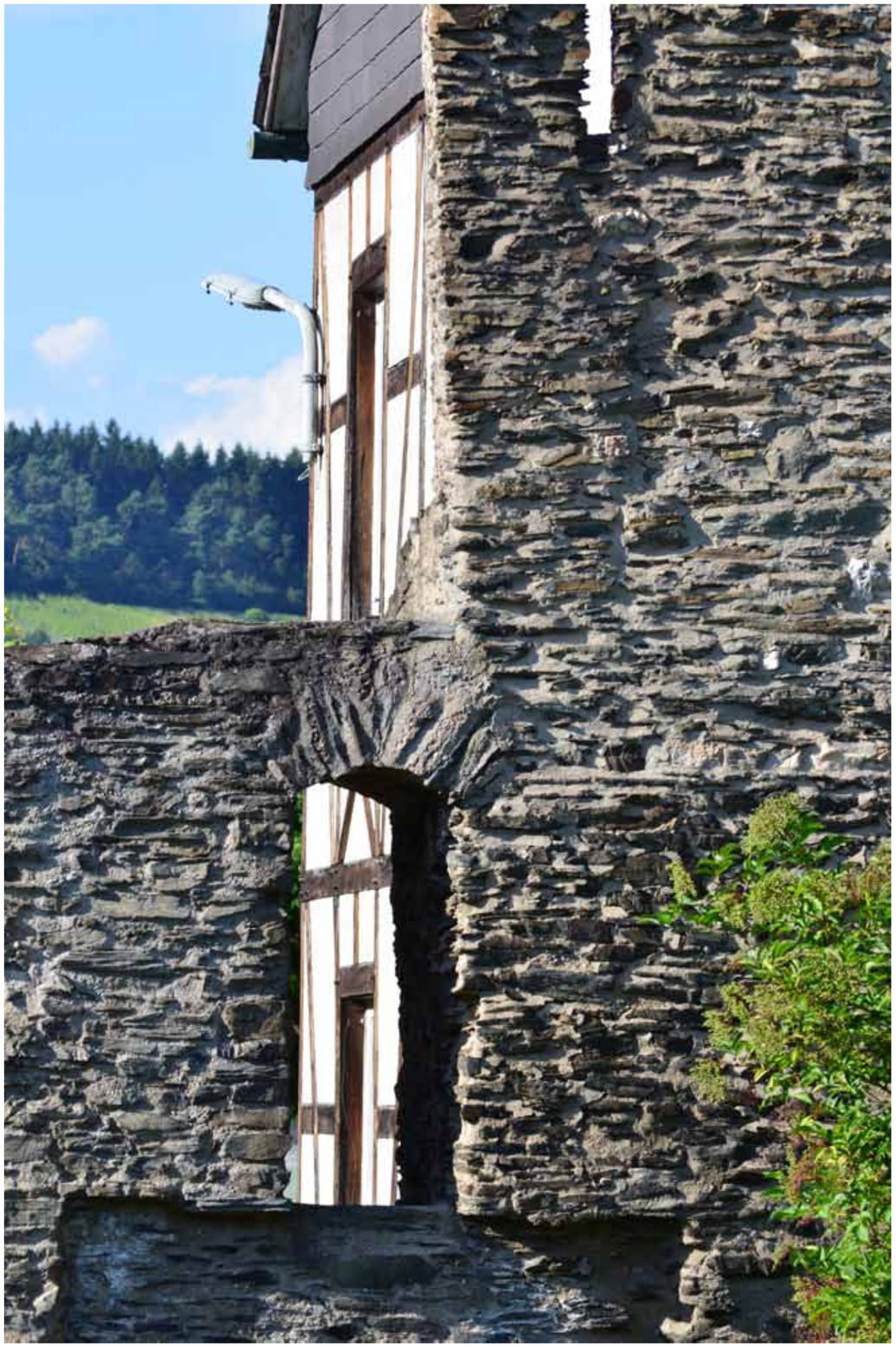
Vom deutschen Widerstand und speziell von der Bekennenden Kirche erfuhr ich zum ersten Mal Ende der 1970er-Jahre durch meine Religionslehrerin am Gymnasium. Diese äußerlich unauffällige Frau mit den herben Zügen eines Menschen, der es sich nicht leicht macht, hatte selbst als junges Mädchen in Berlin im Kontakt zu den Kreisen um Pastor Martin Niemöller gestanden. Der Satz, der sich mir damals eingeprägt hat, lautet dahingehend, dass in Hitlers Gefängnissen nur derjenige eine Überlebenschance hatte, der auf einen inneren Schatz zurückgreifen konnte: auf politische Überzeugungen, den Glauben an Gott, den Menschen, die Literatur. Nur derjenige verzweifelte demnach nicht, der Werte in sich trug, die sein persönliches Schicksal überstiegen.

Dieser Satz ist wahr, ebenso wahr ist jedoch sein Gegenteil, dass nämlich in den allermeisten Fällen Kultur, Bildung und Glaube keineswegs stark genug waren, die Wachsamkeit und den Widerstand gegen die nationalsozialistische Ideologie zu befördern. Führende Funktionsträger des Regimes entstammen nachweislich dem deutschen Bildungsbürgertum, das traditionell für eine Synthese von humanistischen und christlichen Werten steht. So handelte es sich etwa bei den Teilnehmern der Wannseekonferenz mit Ausnahme von Adolf Eichmann ausschließlich um Akademiker, ein Großteil von ihnen promovierte Juristen: um Männer, die es offenbar nicht als Widerspruch empfanden, sich am Abend bei einem von Furtwänglers legendären Beethoven-Konzerten zu entspannen und am Tage die Dispositionen zur *Endlösung der Judenfrage* zu verhandeln.

Tatsache ist, dass die ethischen Werte, die das Abendland im Laufe von Jahrtausenden hervorgebracht hat, nur einer verschwindenden Minderheit der Deutschen zum kategorischen Imperativ ihres Handelns wurden; für die überwiegende Mehrheit bedeuteten Begriffe wie Verantwortung, Gewissen, Menschlichkeit im Endeffekt nichts anderes als die vollkommenen Gipsabgüsse antiker Statuen in den akademischen Museen deutscher Universitäten: Dekor, schöner Schein, seelenlos.

Weshalb der Eine kulturelle und humanistische Werte verinnerlicht und von ihnen tatsächlich erhoben wird, der Andere in ihrem Namen ungerührt Verbrechen verübt, ist eine Frage, auf die es wohl keine Antwort gibt.

Man könnte zynisch werden, gewiss, doch auch



Gabi Kremeskötter: Impressionen Juli 2016

Zynismus ist keine Antwort. Gegen ihn und seine vollendete, unter politischer Perspektive betrachtet fatale Hoffnungslosigkeit, steht das Leben und Sterben all derjenigen Menschen, die ein klares Zeichen gesetzt haben, indem sie unter Einsatz ihres Lebens darauf bestanden, Wirklichkeit und Ideal in ein lebendiges Verhältnis zueinander zu setzen.
In einem der letzten Briefe an seinen Freund Eberhard Bethge schreibt Bonhoeffer dazu: *Vor allem darf man sich nie vom Augenblicklichen auffressen lassen, sondern muß die Ruhe der großen Gedanken in sich bewahren und nach ihnen alles messen. Daß das die wenigsten Menschen können, ist es, was man an den Menschen am schwersten erträgt. Nicht die Bosheit, sondern die Schwäche der Menschen ist das, was die Menschenwürde am tiefsten entstellt und herabzieht.*
Der unausgesprochene Auftrag, ihren verblendeten Landsleuten gewissermaßen geistig vorauszugehen, war den Männern und Frauen des deutschen Widerstands bewusst und ihrer ausweglosen Lage zum Trotze verwehrten sie es sich zu verzagen und hielten an ihren Hoffnungen auf eine bessere, demokratische Zukunft nach Zusammenbruch des Hitler-Regimes fest. Die zwar abgeklärte, dabei jedoch keineswegs resignierte Haltung, die in vielen ihrer Abschiedsbriefe überzeugend zum Ausdruck kommt, spricht in diesem Zusammenhang eine deutliche Sprache.
Übereinstimmend kommt in den Gedanken Bonhoeffers, Delps und Moltkes (und mancher anderer) die tiefe Überzeugung zum Ausdruck, ihre Pflicht und damit auch das eigene Schicksal erfüllt zu haben. Für Menschen ihres seltenen Schlages existierten höhere Werte als die persönliche Selbstverwirklichung. Ihre häufig exponierte Stellung in der Gesellschaft sahen sie nicht – oder zumindest nicht ausschließlich – als Privileg an, sondern als Verantwortung.

Isolationshaft. Folter. Todesurteil.
Schlimmer kann es in einem Leben nicht kommen.
Ein Mensch soll gebrochen werden, Stück für Stück.
Doch dann geschieht das Wunder: Er bricht nicht,
sondern richtet sich auf, Stück für Stück.
In der radikalen Einsamkeit der Gefängniszelle eröffnen sich dem Gefangenen plötzlich weite Räume. Ungeahnte innere Kräfte wachsen ihm zu.
Ich und Welt durchdringen sich in einer vollkommen neuen Dimension.

Alle drei, Bonhoeffer, Delp und Moltke, formulieren auf ihre Weise den ungeheuren Gedanken, dass ihnen die Hinrichtung nun nichts mehr anzuhaben vermag, ja, dass sie den Tod eigentlich bereits überwunden haben.
Am 18. Januar 1945 schreibt Moltke an seine Frau Freya: *Nur eines kann ich Dir immer und immer wieder sagen: Wir sind ganz untrennbar in Gott verbunden, wir sind bei ihm ganz sicher aufgehoben. Er wird tun, was für uns gut ist. Und auf diesem Grund sind wir ganz unanfechtbar. Da kann uns kein Müller und kein Kaltenbrunner, kein Himmler und kein Henker treffen. Dazwischen steht die undurchdringliche Wand der Liebe Gottes, die uns vor allem beschirmt. In dieser Burg sind wir frei, und nur aus dieser Burg können wir streiten.*

Auf Hiters persönlichen Befehl hin wurden die Prozesse gegen die Mitglieder des Kreisauer Kreises gefilmt. Man stellte sich vor, die Aufnahmen in den Wochenschauen zu Propagandazwecken zu verwenden, man wollte Besiegte zur Schau stellen, musste jedoch erkennen, dass die Angeklagten genau das Gegenteil dessen taten, was man von ihnen erwartet hatte. Statt um Gnade zu flehen, standen sie aufrecht vor dem wutschnaubenden Freisler. Nicht wenige von ihnen nutzten die Gelegenheit für ein letztes offizielles Bekenntnis zu ihren persönlichen Überzeugungen und Werten. Ihre menschliche Überlegenheit war dabei so offensichtlich, dass man die Filmaufnahmen stillschweigend in den Archiven verschwinden ließ.

Denn alle Gegenwart heißt: Widerstand, lautet die letzte Zeile des Sonetts *Fragment Bonhoeffer* des fast vergessenen Dresdner Lyrikers Manfred Streubel (1932 – 1992), das diesem Aufsatz als Titel voran steht.
Nicht um *das Siegen* geht es in diesem Gedicht, doch allemal um mehr als nur das *Überstehen*.
Es geht um Entwürfe, Bruchstücke und darum, wie es ist, wenn ein Mensch aufgrund seiner inneren Disposition zu Widerstand einfach nicht anders kann, die Wirklichkeit auf den Prüfstand seiner Ideale zu stellen.
Streubels Gedicht enthält keine Imperative und verkündet keine Moral.
Es klingt atemlos und gehetzt wie ein Mensch, der weiß, dass es ihm niemals gelingen wird, alles zu vollbringen, was er sich vorgenommen hat.

Niemals ist richtig Zeit.
Man setzt hier an und dort, stopft Löcher, flickt Risse.
Doch nichts vollendet sich.
Sprachlos und kalt, im Winde / Klirren die Fahnen.
Und man muss immer weiter.
Man ahnt, zu mehr als einem Bruchstück wird es nicht langen.
Dies aber zeugt allemal *von Wurf und Wahl.*

Monza, den 31.12.2015

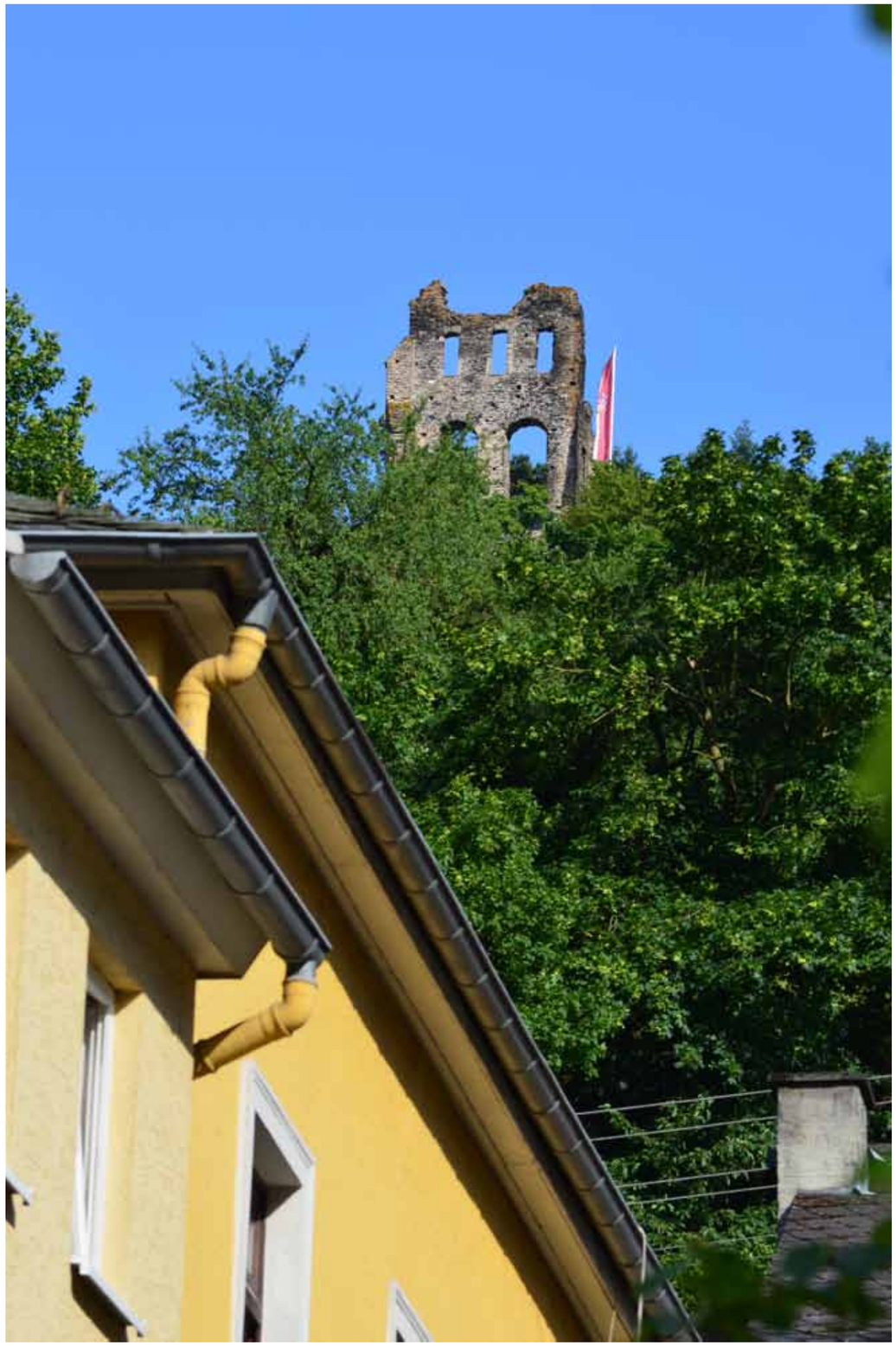
Das titelgebende Gedicht von **Manfred Streubel** lautet:

Fragment Bonhoeffer

Das stemmt sich: stürzend: gegen seine Grenzen.
So sehr bewirkt von widriger Gewalt
weist es hinein in kühnste Konsequenzen
in eine ganz gelungene Gestalt
die noch nicht möglich war – in dieser Eile!
jedoch erkennbar ist als großer Plan
als letzter Wille des Entwurfs, der Teile
Und alles Tu-bare ist so getan
daß es uns zwingt zu stärkerer Bestrebung
so umzugehen mit dem Material
das uns gegeben ist zu treuer Hand:
die Gabe zu gebrauchen in Ergebung
daß noch das Bruchstück zeugt von Wurf und Wahl
Denn alle Gegenwart heißt: Widerstand.

Stefanie Golisch wurde 1961 geboren. Sie studierte Germanistik und promovierte mit einer Studie zu Uwe Johnson. Seit 1988 lebt sie als Autorin und Übersetzerin in Italien. Stefanie Golisch publiziert auf Deutsch und Italienisch. Zu den von ihr übersetzten Autoren gehören Antonia Pozzi (2005), Charles Wright (2007), Gezim Hajdari (2008), Selma Meerbaum-Eisinger (2009), Terrence Des Pres (2013) und Filippo Tommaso Marinetti (2015). Zuletzt erschienen: Luoghi incerti (2010), Ferite. Storie di Berlino (2014), Fly and Fall (2014) Anstelle des Mondes (2015) und Postkarten aus Italien (2015). Stefanie Golisch ist Mitglied im P.E.N. Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland.

Gabi Kremeskötter 2016



Gabi Kremeskötter: Impressionen Juli 2016

Die Ätna-Trilogie Teil Eins

Jens-Philipp-Gründler

Empedokles

Am Rande des Kraterkegels,
wo sich Marienkäfer sammeln,
kugelt sich der Sizilianer
vor Lachen und trinkt Wein.

Sengende Hitze in seinem Hirn,
erhebt sich der Arzt grinsend
und schaut empor zu
zahlreichen, gesichtslosen Göttern.

Schwarzer Staub zirkuliert
und setzt sich fest in den Poren,
wo silberne Haut Knöchel bedeckt,
die eine Tätowierung tragen:

Eine geschwungene Schlange beißt
sich fest am eisernen Stab,
Flügel halten sie in der Luft
und skelettiert ist ihr Schädel.

Dieses Körperpiktogramm bezeugt;
Empedokles ist wahrhaftig Mediziner,
ein der Hybris anheimgefallener,
philosophische Poeme erfindender Arzt.

Zu den Engeln schwebte er empor,
höher und höher bis in den
blauen Kosmos, ins Goldgestirn,
den absoluten, ewiglichen Äther.

Orange-rote Magmameere brodeln
unter seinen ledernen Sandalen,
doch der Heiler säuft und lacht,
wie von Sinnen, aber ernüchtert.

Gepunktete Gotteskäfer umschwirren
den großen Mann im Krater,
der so viel Heil brachte,
den Menschen von Agrigent.

Spielend tanzt das Kind im Manne
und scheucht Insekten auf,
elegant wirbeln etliche Würmchen
zu Ehren der Muttergottes herum.

Und Empedokles gerät ins Schwanken,
während er mit blutrotem Ätna-Wein
im Tongefäß jongliert, welches
platzt und in den Vulkansand fällt.

Nero d`Avola sickert ins Erdreich,
wie später das Blut des Gebrochenen,
dessen Wirbelsäule zertrümmert ward,
nachdem er im Krater aufschlug.

„Wenn er stirbt, flammt aus seiner Asche
mir heller nur der Genius empor",
sagt der Göttersohn über sich selbst,
um bald darauf zu verschwinden.

Zum Gott erklärte sich Empedokles,
und die von seiner Hand Geheilten
empören sich, verstehen nicht,
fürchten sich, verdammen ihn.

Der tiefe Fall, bestimmt
vom freien Willen, beginnt:
„Im freien Tod, nach
göttlichem Gesetz, in eterno."

Jens-Philipp Gründler, 1977 geboren in Bielefeld, erlangte 2006 den Magister Artium im Fach Philosophie in Münster, wo er seitdem als Schriftsteller und Altenbetreuer lebt und arbeitet. Im Jahre 2015 veröffentlichte er den Roman „Rebellen des Lichts" sowie zwei Kurzgeschichtenbände, „Glaspyramide" und „Flüssige Schwerter". Zudem wurden mehrere Erzählungen in diversen Literaturzeitschriften und Anthologien publiziert. Darunter in der **eXperimenta** die zweiteilige Kurzgeschichte „Schach mit dem Teufel" in der Mai- und Juni-Ausgabe 2015 sowie im Februar 2016 „Deirdre Mulligan".

Gabi Kremeskötter 2016

HinterHaus

Gabi Kremeskötter 2016

„…und weigere mich, ein Held zu sein“

Warum moderne Autorinnen und Autoren anders schreiben

Moderne Literatur will den Leser emanzipieren. Deshalb sollten wir uns auch auf schwierige Texte einlassen, sagt der Literaturwissenschaftler Mario Andreotti im Gespräch mit eXperimenta.

eXperimenta: Mario Andreotti, Bücher stehen heute in Konkurrenz zu zahlreichen Medien. Wird deshalb immer weniger gelesen?

Mario Andreotti: Dies ist die landläufige Meinung. Doch das trifft nicht zu. Es wird heute sogar mehr gelesen als vor 50 Jahren. Zum einen wurde die Bedeutung des Lesens gesellschaftlich erkannt. Leseförderung wird aktiv betrieben, es gibt Vorlesetage, Lesepreise, den Welttag des Buches am 23. April. In der Schweiz sagen 29 % der Erwachsenen, dass sie in ihrer Freizeit Romane und Erzählungen, also Literatur im engeren Sinn, lesen. Besonders beliebt sind Krimis, v.a. Regionalkrimis. Auch Kindheitsgeschichten liegen im Trend; es gibt Handyromane und Twitter-Lyrik, die man auf dem Smartphone beim Gehen lesen kann. Ein überfliegendes Leseverhalten hat zugenommen. Man liest nicht mehr linear, sondern sucht sich die Stellen aus, die man lesen möchte.

eXperimenta: Die Aussichten für die Literatur sind also gar nicht so düster.

Mario Andreotti: Man muss die positive Bilanz relativieren: Die Zahl der Vielleser nimmt zu, speziell bei Mädchen und jungen Frauen. Aber andererseits liest jeder Vierte gar keine Bücher.

eXperimenta: Sie haben sich fast das ganze Leben lang mit Literatur beschäftigt. Ihr Buch „Die Struktur der modernen Literatur“ ist ein Standardwerk, das kürzlich neu aufgelegt wurde. Was fasziniert sie an (moderner) Literatur?

Mario Andreotti: Moderne Literatur bringt Kunst und Leben wieder zusammen, während traditionelle Literatur dazu neigt, eine utopische Gegenwelt zu schaffen. Letztlich harmonisiert traditionelle Literatur Lebenswirklichkeiten, fügt die Brüche in unserem Leben in eine literarisch konstruierte Ganzheit ein. Genau dies tut moderne Literatur nicht! Das ist faszinierend. Moderne Literatur versucht, das Leben zu zeigen, wie es wirklich funktioniert: mit all seinen Brüchen und Disharmonien. Zudem ist moderne Literatur keine zeitenthobene Kunst. Vielmehr rückt sie die historischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten radikal ins Blickfeld. Das ist das Gegenmodell zur Klassik. Moderne Literatur ist nichts Abgehobenes.

eXperimenta: Mit moderner Literatur können Leser also einen Bezug zur eigenen Erfahrungswirklichkeit schaffen. Aber moderne Texte sind oft nicht unmittelbar zugänglich. Sie sind fragmentarisch, ohne einheitliche Perspektive. Eine Identifikationsfigur und oder ein nachvollziehbarer Handlungsverlauf fehlen. Will uns moderne Literatur verunsichern?

Mario Andreotti: Ja, bestimmt. Moderne Literatur will uns eine Illusion nehmen – die Illusion, unsere Welt sei ein geordneter Kosmos, die Wirklichkeit sei überblickbar, kohärent. Das bedeutet zuerst einmal Verunsicherung. Vor allem für Leser, die an konventionelle Texte gewöhnt sind. Wir erwarten gerne, dass Literatur Stimmungen ausdrückt; dass sie uns Trost spendet. Dem verweigert sich moderne Literatur. Anstelle von Trost und Erbauung will sie Erkenntnis und Reflexion. Der Dramatiker Heiner Müller sagte: „Die Leute verlangen von der Kunst immer Trost; aber für Trost ist die Kunst nicht da.“

eXperimenta: Warum sollen sich LeserInnen auf solche schwierigen Texte einlassen?

Mario Andreotti: Erstens bietet moderne Literatur tatsächlich ein Abbild unserer heutigen komplexen, vielschichtigen Welt. Und sie zeigt uns Menschen als ambivalente Wesen. Wir sind nicht die Einheit, die wir uns immer vorstellen, die sich Descartes, Kant und Hegel gedacht haben. Friedrich Nietzsche prägte in einem seiner Aphorismen 1886 die Formel „Das Subjekt als Vielheit“. Wir menschliche Wesen sind von unaufhebbaren Gegensätzen geprägt. Auch Sigmund Freud hat dies in seiner Psychoanalyse nachgewiesen. Deshalb fordert uns moderne Literatur gerade nicht zu einem identifizierenden Lesen auf, sondern zu einem reflektierenden, kritischen Lesen. Lese-Anfänger suchen immer Identifikationsfiguren. Doch moderne Literatur will den Leser nicht lenken, sondern emanzipieren. Sie gibt dem Leser Fakten, aber keine Erklärung, weil sich die Wirklichkeit in ihrer Komplexität jeder Deutung entzieht. Das ist schwieriger, aber es trägt zur Emanzipation des Lesers bei.

eXperimenta: Kann man das Lesen von moderner Literatur lernen? Wie?

Mario Andreotti: Ja, das kann man lernen. Eine Voraussetzung ist wichtig: Wir müssen zu einem ganzheitlichen Textverständnis kommen. Ein Fehler, der bei der Diskussion von Literatur, auch in Schulen, immer wieder passiert, ist die Beschränkung auf Inhaltliches. Aber die Form des Textes ist ebenso essentiell. Ein Text ist eine nahtlose Verknüpfung inhaltlicher und formaler Elemente, in der Form spiegelt sich das Thema und umgekehrt. Deshalb spreche ich von der „Struktur“ moderner Texte. Ich beziehe mich damit auf den Ethnologen Claude Lévy-Strauss, der sagte, dass im modernen Denken der Unterschied zwischen Form und Inhalt nicht mehr existiert.

eXperimenta: Was heißt das konkret?

Mario Andreotti: Oft wird die Figur nur als formale Größe aufgefasst. Dabei spiegelt sich in ihr auch ein Menschenbild. Der Barockautor Andreas Gryphius hat Figuren ganz anders gestaltet als Gottfried Keller im 19. und wieder anders als Frank Kafka im 20. Jahrhundert. Für Gryphius gibt es kein Individuum. Der Mensch repräsentiert bestimmte Haltungen. Er weist nie auf sich selbst, sondern nach oben, auf die göttliche Ordnung. In der bürgerlichen Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts tritt dann plötzlich die Figur als Charakter, als Individuum auf. Dahinter steht ein anthropozentrisches Weltbild. Die Moderne wiederum baut Figuren von Haltungen her auf. Diese Haltungen sind widersprüchlich. Das dahinterstehende Weltbild geht nicht mehr auf Identität aus. Der Mensch ist keine feste, einheitliche Größe mehr, sondern setzt sich aus einer Vielzahl gegensätzlicher Kräfte zusammen. Sich auf diese Vielheit einzulassen ist die Herausforderung moderner Texte.

eXperimenta: Lesen wäre dann eher Arbeit als Vergnügen?

Mario Andreotti: Es gibt kein Entweder-Oder. Die Freude am Lesen und die Freude an der Analyse sind kein Gegensatz. Die Analyse vertieft den Genuss. Es ist ein Vergnügen zu merken, wie Felicitas Hoppe in der Erzählung „Der Handlanger“ Leseerwartungen an einen normalen Liebesroman zerzaust und etwas völlig Anderes macht. Aber dafür muss ich gleichermaßen hinter den Text schauen können. Analysefähigkeit setzt voraus, dass ich weiß, wie ein klassischer Liebesroman aussieht. Ich muss das Novum mit der Folie vergleichen können. Dann habe ich das Vergnügen, die Abweichungen zu sehen.

eXperimenta: Wenn moderne Literatur feste Charaktere auflöst: Müssen wir endgültig von den Helden Abschied nehmen?

Mario Andreotti: Friedrich Dürrenmatt sagte 1955, dass der Held eine überschaubare Welt voraussetzt, einen Kosmos, den er wieder in Ordnung bringen kann. Heute haben wir keine klare Weltordnung mehr und auch keinen Platz für Helden. Der Held wird in die Trivialliteratur verdrängt. Hinter der Krise des

Helden steht natürlich auch die Erfahrung, wohin der Heldenkult im 20. Jahrhundert geführt hat: zu Faschismus, Nationalsozialismus, Stalinismus, zur Vernichtung der abendländischen Kultur. Das hat derart viel Leid über unsere Welt gebracht, dass wir vom Heldenkult genug haben. Der Held kann in der Moderne nur noch ein scheiternder Held sein. Oder ein Antiheld ohne Persönlichkeit und ideologischen Bezugspunkt, wie Estragon und Wladimir in Samuel Becketts absurdem Theaterstück „Warten auf Godot".

eXperimenta: Moderne Literatur „lenkt den Blick auf die Grundlagen unseres Denkens", schreiben sie. Insofern ist Literatur auch Ideologiekritik.

Mario Andreotti: Das ist zentral. Jede gute Literatur ist Ideologiekritik. Nicht nur die moderne. Und zwar weil sie Bestehendes immer wieder hinterfragt. „Poesie ist Widerspruch, nicht Zustimmung zum Bestehenden", sagte Hans Magnus Enzensberger. Aber moderne Literatur verschärft das, was in der Literatur schon da ist. In ihr tritt Ideologiekritik viel schärfer hervor. Zum Beispiel kritisiert sie den Persönlichkeitsbegriff, an dem wir – die traditionelle Pädagogik, die humanistische Psychologie – so sehr hängen. Sie weist darauf hin, dass wir ebenso sehr als Kollektivwesen funktionieren. Ideologiekritik wird in moderner Literatur übrigens nicht nur thematisiert, sondern in die Struktur des Textes hineingenommen – und dadurch radikalisiert. In der „Verwandlung" lässt Franz Kafka den Menschen zum Tier mutieren. Eine Rückverwandlung gibt es nicht. Damit kritisiert der Text ein traditionelles Weltbild, das die Zerstörung wieder aufheben, ins Märchen wenden will. Der Frosch wird nicht mehr zum Prinzen, der Käfer nicht mehr zum Menschen.

eXperimenta: Wir leben in einer Welt, die in rasantem Tempo immer digitaler wird. Wie wirkt sich das auf die Literatur aus?

Mario Andreotti: Es entsteht eine digitale Literatur: Hyperfictions, Handyromane, Twitter-Lyrik. Auch in gedruckter Literatur wird die digitale Welt thematisiert. E-Mail-Romane lösen Briefromane ab. Daniel Glattauers „Gut gegen Nordwind" steht in der Tradition von Goethes „Werther". Zudem haben Autoren heute die Möglichkeit, direkt digital zu publizieren. Sie brauchen keine Verlage mehr, um ihr Werk zu verkaufen. Und indem Leser im Internet Texte weiterschreiben, lösen sich die Grenzen zwischen Autor und Leser auf. In einer vernetzten Text-Welt ist jeder Satz schon einmal geschrieben und jedes Wort schon einmal gesagt worden. Schreiben bedeutet „klauen", kopieren, spielen. Damit verschwindet das Konzept des Autors als Genie. Das anthropozentrische Weltbild, in dem wir, die Leser und Autoren, im Zentrum stehen, löst sich noch mehr auf. Traditionell gedacht dient das Medium dem Leser und dem Autor. Doch in der Gegenwart steht die Maschine im Zentrum. Die technischen Mittel bestimmen, was ich lese und was nicht. Die Maschine diktiert die Bedingungen.

rowohlt

eXperimenta: Welche drei Texte würden sie jemandem empfehlen, der sich moderner Literatur annähern will?

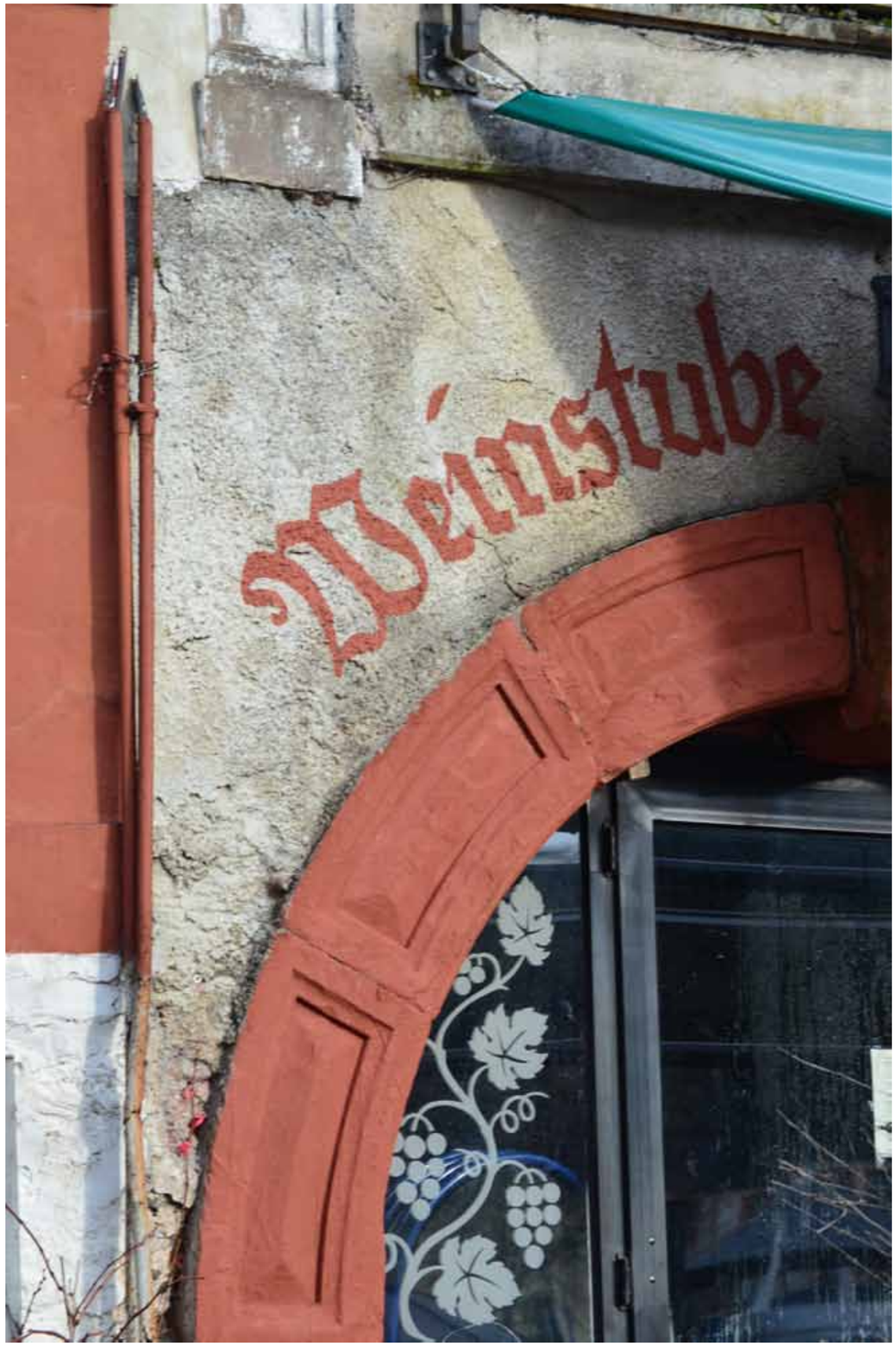
Mario Andreotti: Die Entscheidung ist mir sehr schwer gefallen. Hier ist meine Auswahl: Franz Kafka: Das Urteil (1915). In dieser Erzählung baut Kafka seine Figuren konsequent von Haltungen aus auf. Und diese Haltungen wechseln sprunghaft. Einmal hat der Vater die Vaterrolle, dann wieder der Sohn Georg, einmal erscheint der Vater als fürchterlich schwach; man lässt ihn im Hinterzimmer krepieren, und plötzlich steht er gottähnlich im Bett auf und wird so stark, dass er den anderen zu zerstören vermag.
Alfred Döblin: Berlin Alexanderplatz (1929). Dies ist ein Schlüsselwerk der Moderne, vergleichbar mit „Ulysses" von James Joyce. Sämtliche modernen erzählerischen Stilmittel kommen zum Einsatz, von der erlebten Rede über den inneren Monolog bis hin zur Collage.
Als dritten Text empfehle ich Elfriede Jelineks frühen Roman „Die Liebhaberinnen" (1975). Jelinek parodiert und verfremdet traditionelle Textmuster radikal. Der Frauen- und Liebesroman kommt so richtig dran.

eXperimenta: Vielen Dank für das Gespräch!

Das Gespräch für die **eXperimenta** führte Martina Läubli.

Mario Andreotti ist Dozent für Neuere deutsche Literatur an der Universität St. Gallen und Autor des UTB Bandes Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens. 5., stark erweiterte und aktualisierte Auflage, Bern 2014 (Haupt).

Gabi Kremeskötter 2016



Gabi Kremeskötter 2016

Gabi Kremeskötter 2016

Mittwochs mit Maria

Alexandra Gutzke

„Was ist mir nur geblieben? Nur die Sehnsucht nach dir." Fred schließt die Augen, jetzt gleich kommt sein liebster Teil in dem Lied „Lulelulelulei… Lulelulelulei", er legt noch einmal das ganze Gefühl, das er aus den hintersten Winkeln seines Herzens kramt, in den Song und als er das letzte Mal zum Refrain kommt, weiß er, dass er noch nie so gut gesungen hat: „Deine Spuren im Sand. Die ich gestern noch fand. Hat die Flut mitgenommen."

Tosender Applaus. Fast euphorisch klingt das Klatschen. Fred nimmt die Hände vom Keyboard und öffnet langsam die Augen. Sein Blick schweift stolz über die grauhaarigen Häupter in den ersten drei Reihen. Vorne links sitzen wie üblich die Rollstuhlfahrer. Dahinter Demenzkranke neben den Rheumageplagten, die blinden Frauen neben den schwerhörigen Männern, Alte neben noch Älteren. Doch ganz am Ende des braun getäfelten Speisesaals der Altenpflege in Mückenburg steht Maria. Maria ist die einzige Frau ohne Dauerwelle im Raum aber mit ihren 48 Jahren auch nicht mehr die Jüngste. Maria klatscht nicht. Sie guckt nicht mal zu Fred, sondern wischt einem Silberrücken grad Spucke aus dem Mundwinkel.

Seit drei Jahren tritt Fred jeden Mittwochnachmittag in dem Altenheim auf. Beim ersten Mal hat er Geld dafür bekommen. Hundert Euro. Die Pflegeleitung nannte es Aufwandsentschädigung. Als er vor drei Jahren nach dem Auftritt ins Publikum blickte, sah er am Ende des Saals Maria stehen. Braune kurze Haare, gelbe kurzärmlige Bluse, dunkelblaue Jeans. Ein Gesicht wie Gesichter halt so aussehen. Ohne Brille. Ohne lange Nase. Ohne besonders volle Lippen. Einfach ein ganz normales Gesicht.

Für Fred war es das schönste Gesicht, das er in seinem ganzen Leben je gesehen hat. Klar, wahrscheinlich haben die runzeligen Gesichter der Bewohner das Gesicht von Maria ziemlich aufgewertet – so im direkten Vergleich. In jedem Fall war es Liebe auf den ersten Blick und seither ist Freds Aufwandsentschädigung die, dass er zwischen Howard Carpendale und Roy Black Maria ansehen darf.

Maria selbst weiß nichts von Freds Liebe zu ihr. Sie verbringt die Mittwochnachmittage damit, Kuchenkrümel abzuklopfen und Spucke wegzuwischen. Aus Mundwinkeln, von pastellfarbenen Pullovern oder auch von ihrem Handrücken. Man macht sich kein Bild davon, wo in Altenheimen überall Spucke landet. Während sie klopft und wischt, hört sie Freds Schlagern zu. Sie selbst mag eher klassischen Pop. Abba, Madonna, sowas halt.

Fred weiß nichts von Marias Liebe zur Popmusik und auch ansonsten weiß er nicht viel über Maria. Aber was muss man schon über jemanden wissen, den man liebt? Er weiß, dass sie gern Kaffee trinkt und dass ihre Augenringe in den Sommermonaten kleiner sind. Einmal kam sie ganz braun gebrannt aus einem dreiwöchigen Urlaub zurück und die gelbe kurzärmlige Bluse sah noch schöner an ihr aus. Als Fred an jenem Mittwochabend auf dem Sessel in seiner Einzimmerwohnung saß, konnte er an nichts anderes mehr denken als an ihre braune Haut unter der gelben Bluse.

Seit diesem Mittwoch vor gut zwei Jahren hat er „Deine Spuren im Sand" von Howard Carpendale im Programm. Eigentlich singt er jedes Lied nur für Maria aber das ganz besonders. In seiner Phantasie sind es natürlich ihre kleinen Füße, die Abdrücke im warmen Strand hinterlassen. Neben ihren Fußspuren sind noch zwei weitere Fußabdrücke da. Das sind seine. Natürlich nur in seiner Phantasie. Beim Lalelulelulei stellt er sich jeden Mittwoch vor, wie sie beide Hand in Hand den Strand entlang spazieren. Ganz romantisch, dem Sonnenuntergang entgegen. Und wenn die alten Leute anfangen zu klatschen, dann guckt er der Maria beim Spuckewegwischen zu und stellt sich vor, wie sie ihn küsst. Ganz lange und langsam.

Auch jetzt sitzt Fred wieder in seinem braunen Ledersessel, isst Sülze mit Butterbrot und denkt an Maria. Im Fernsehen läuft ein Quiz mit Jörg Pilawa, und als er die Quizfrage hört, an der die Kandidatin jetzt zu scheitern droht, fällt ihm ein Stück Ei auf den Teppich: „Seinen wievielten Geburtstag feierte Howard Carpendale im Januar 2016?" Die Antwortmöglichkeiten „A: 60. B: 65. C: 70. D: 75." findet Fred so bescheuert, dass er mit der Sülze im Mund Richtung Fernseher schreit: „Den siebzigsten natürlich! Den siebzigsten Geburtstag!"

Doch die Kandidatin und vermutlich auch Herr Pilawa können ihn nicht hören. Die Dame packt ihr komplettes Wissen rund um Howie aus. Das ist allerdings sehr begrenzt. „Er ist Schlagersänger… Hat einen Sohn…" Pilawa versucht der Unwissenden auf die Sprünge zu helfen und fängt an ein Lied zu summen. Als Fred das hört, bleibt ihm fast ein Stück Sülze im Hals hängen. Jeder andere hätte vermutlich „Hello again" oder „Ti amo" gesummt. Aber der Jörg Pilawa summt doch tatsächlich „Deine Spuren im Sand." Das Lied von Maria und Fred.

Noch während die Kandidatin von Howards Geburtstag aus der Show geschmissen wird, fasst Fred einen Entschluss: Er muss Maria sagen, dass er in sie verliebt ist! Dass es ihre Spuren sind, von denen er jeden Mittwoch singt. Und dass sie das schönste Gesicht hat, das er in seinem ganzen Leben je gesehen hat.

Die Zeit im Mittwoch vergeht abwechselnd wie im Flug und wie in Zeitlupe. Mal kann Fred es kaum erwarten, Maria seine Botschaft zu geben und mal bekommt er große Zweifel, ob das eine gute Idee ist. Liebe gestehen ist ja auch nicht so leicht – das weiß selbst Howard Carpendale und sicher auch die Kandidatin von Pilawa.

Doch dagegen, dass irgendwann Mittwoch ist, kann auch Fred nichts machen. So packt er um kurz nach vierzehn Uhr das Keyboard auf der Bühne im Altenheim aus und ist das erste Mal seit drei Jahren schon vor dem Auftritt nass geschwitzt. Während Maria trockenen Kuchen auf kleine weiße Teller schiebt, hier und da ein bisschen Spucke wegwischt und den Fred auf der Bühne ignoriert, spielt dieser sich durch die Schlagerhitparade von 1960 bis 1990. Danach kam nur noch Helene und die kann wirklich keiner mehr hören. Wie immer endet der Auftritt mit Howard Carpendale und dem Gefühl von Sand zwischen den Zehen. Doch an diesem Mittwoch hat Fred das Wichtigste noch vor sich.

Als Maria die Alten in ihre Zimmer rollt, packt Fred seine Schlagerutensilien zusammen. Er steckt die Noten in die Mappe und schließt den Reißverschluss des Keyboardsacks. Dann zieht er eine Postkarte aus der Jackentasche. An der rechten Ecke ist sie schon ein bisschen verknickt, das macht aber nichts. Auf der Vorderseite sieht man eine Menge Sand und mitten in dem Sand zwei Fußabdrücke. Das sind natürlich nicht die von Maria, könnten es aber sein. Auf der Rückseite der Postkarte steht das Wichtigste, das Fred jemals geschrieben hat:

„Es gibt nur uns beide für mich.
Ich wünschte, ich hätte dich.
Für Maria, von Fred."

Diese Postkarte legt er jetzt einfach mitten auf die Bühne. Gleich neben den Stuhl, auf dem er sitzt, während er singt.

Als Maria ein paar Minuten später die Bühne aufräumt, steht Fred draußen und schaut ihr durch das große Fenster dabei zu. Maria scheint es eilig zu haben. Sie schiebt den Stuhl mit einem Ruck an den Bühnenrand, zieht den Stecker aus dem Mikro und schiebt den Ständer mit ihrem linken Fuß zur Seite. Als sie sich bückt und die Postkarte aufhebt, bleibt Freds Herz kurz stehen. Sie nimmt die Karte mit der linken Hand, faltet sie in der Mitte und wirft sie in den Mülleimer hinter dem Vorhang. Ohne zu lesen, was draufsteht. Einfach so. Dann greift sie zum Besen und fängt an die Krümel aus dem Speiseaal zu fegen.

Alexandra Gutzke wurde 1984 im Ruhrgebiet geboren, lebt und arbeitet inzwischen als Redakteurin in München. Auch nach zehn Jahren in Bayern vermisst sie die raue Herzlichkeit und die charmanten Charaktere des Ruhrpotts. Jetzt erfindet sie Geschichten, die sich nach skurriler Heimat anfühlen und überwindet damit die Grenze zwischen Freistaat und Revier.

Johanna Klara Kuppe

aus der ferne blau

aus der ferne blau
der planet ich
war nie fern

von fern kein
blick auf das
blut die abgründe
auf dornenwälle

fern singt sirius
hier wuchert
wildwuchs im hirn

hinten herein

hinten herein
kannst du nicht
unsere wach
türme stehen
vorne herein
kannst du nicht
unsere wach
türme stehen

wenn du aufstehst
laufen die angst
sekunden ticken im
scherbenstern
stirbst du
nackt

mondmensch

mondmensch
mit nackten
füssen gehst du
schmerzt unter den
sohlen jeder stein
in schillernden
pfützen dein
spiegelbild rau
bärtig müde alt

komm

meinen humpelnden
fuss leihe ich
dir schatten
wege zu finden ins
licht

Johanna Klara Kuppe, geb. 1948 in Wuppertal**,** lebt jetzt in Baden-Württemberg. Seit 2005 Lesungen eigener Werke und Themenprogramm-Lesungen. 2011 gründete sie die Gruppe „HandvollReim", mit der sie Literaurprojekte durchführt.
Siegerin bei den Monatsgedichten August/September 2011 sowie April/Mai 2014 von Unternehmen Lyrik (www.unternehmen-lyrik.de).
Veröffentlichungen im Glarean-Online-Magazin, in Lyrik/Literaturzeitschriften (z.B. **eXperimenta**, Silbende_Kunst, aktuell, Kaskaden) und verschiedenen Anthologien.
2015 das Reihenbändchen „zeit spannen" (silbende_kunst, koeln)
Kontakt: joh.kuppe@arcor.de

Gabi Kremeskötter 2016

HinterHaus

Gabi Kremeskötter: Goldener Wein 2016

Wenn Herbst wird

Mariane Liebold

„Ich bin nur das, was man mir angetan hat", er nahm noch einen Schluck, die Clownsfarbe auf seinem Gesicht: verschwommen, verwischt. Mein Hals war zu trocken, um das festgebundene Lächeln zu erwidern, ich sah ihn nur an und war wortlos. Nur das, was sie mir angetan haben, hallte es durch den Kopf und ich sah wieder hinauf zu dem Bild, lag wieder im Bett und starrte an die Decke. Wenn ich nicht schlafen kann, sehe ich dort zwei kindliche Gesichter, die sich mit Kussmund und einem Finger voller Farbe gegenüberstehen; die Träume geben sich die Hand mit ihren Grüntönen. Da kratzen seine Finger entlang der Furchen, halten die Wunde offen. „Ich war klein, ganz klein", sagte er und seine Stimme brach, brach immer wieder das so kurze Wort auseinander. „In der Schule gab es ein Spiel. Nina nahm meine Hand und ihre Augen leuchteten. So wie du bist – mein Freund. Sie lachte mit drei Zahnlücken und ich zog sie mit mir, runter zum Bach, zur Bude, meiner Bude. ‚Ich zeig' dir mein Geheimnis.' Ich zeigte ihr die Kletterbäume, den Staudamm, das Bonbonversteck und die Fallen. Die Windspiele und den Wachturm. Ich nahm ihre Hand, doch in der Schule gab es ein Spiel", sagte er und die Worte waren ganz bitter. Er nahm eine meiner Zigaretten. „Nina kannte das Spiel", und die vom Schweiß zerklüftete Farbe konnte seine Nase kaum mehr zusammenhalten, als die Augen schon die Wangen hinabeilten. „Warum ich so bin, willst du wissen?" Graue Zähne, gelbe Zunge. „Ich bin nur das, was man mir angetan hat, mehr bin ich nicht, mehr war ich nie. Sie sagen: ‚Du, du dahinten, trag uns dein Gedicht vor!' Ich kratze an der Nase entlang, schiebe mich Schritt für Schritt vor die Klasse. Kein Blick in die Runde, ‚fang an!' Ich höre mich den Titel stammeln, höre die Laute von Vers zu Vers fallen, wippe von einem Fuß auf den anderen und dann fangen sie zu lachen an. Ganz leise und meine Mutter lächelt: ‚Gut machst du das, mein kleiner Großer. Gut so.' Ich höre sie lachen. Ich höre die anderen Kinder lachen, ich spüre die Farben, die mir übers Gesicht rinnen, wie sich alles, ganze Körperteile an mir verformen."

Manchmal liege ich im Bett und sehe hinauf zur Decke, dort hängt ein Bild: Zwei Kinder – gemalt beim Malen, dann packe ich meine Zigaretten ein und stolpere rüber in die Bar. Dort gibt es einen Geschichtenerzähler, einen Clown, der lacht über das Leben, behauptet, der lustigste Clown überhaupt gewesen zu sein, und wenn ich ihn so sehe, wenn ich die Geschichten höre, die man ihm ins Gesicht schrieb, dann glaube ich ihm. Dann glaube ich jede einzelne seiner Scheißgeschichten. Er knallt das Bierglas auf den Tisch und ich stehe auf, hole ihm ein neues. „Der Glücksgriff für die Firma war ich. ‚Herr Kollege?' Ich stand im kahlen Büroraum, kaute an den Fingern. ‚Sie waren da, wann immer wir Sie brauchten…' Ein Strich durchs Haar und ein Lächeln auf der anderen Seite des Tisches und ich lief raus auf die Straße, durch die Straßen, und sie sahen mich an, sahen, was passiert war, erkannten, wer, nein, was ich war. In der Schule gab es ein Spiel, das war unser Lieblingsspiel", sagt er und ich nickte, wie an jedem Abend, zahlte und ging zurück in die Wohnung.

Dort sehe ich an manchen Tagen, wenn ich reglos im Bett liege, ein Bild und höre einen Clown, der längst das Leben selbst zum Clown erklärt hat. Er brüllt und hustet: „Ich war der lustigste Clown. Weißt du, was das heißt?" Ich schüttle den Kopf. Er freut sich, nimmt sich noch eine meiner Zigaretten: „Der lustigste Clown ist der, der selbst nichts von seinem Clownsein weiß – über den lachen sie am liebsten, über den kann man lachen – egal wie alt man ist."

Mariane Liebold studiert in Leipzig. Da sie sich nicht entscheiden kann, ob sie lieber Gitarre spielt oder malt, schreibt sie Kurzgeschichten.

Soß DaDa

Markus Prem

Benommen durch die Nebelwand. Tief verankert das pelzige Gefühl, den Tau der Nacht in jeder Pore zu spüren. Unser Bewusstsein saugt sich voll. Gibt jedoch nicht alles preis. Oft zu hoch, das Ding. Und kein Schlussverkauf in Sicht. Unter der Hand erst recht nicht zu bekommen. Wenn man sieht, wie leicht Atome sind. So manches Element könnte entweichen. Denkt sich unsereins. Und legt noch einen Zahn zu. Heraus aus dem Virtuellen. Hinein in die Realität. Oder dem, was davon noch übrig ist.

Auch Einstein musste schlafen. Mit *Schrödingers* Katze. Die aber nur existiert, wenn man den Deckel der Kiste hebt. Um zu schauen, ob sie noch da ist. Verrückt! Wer denkt sich solche Flausen aus? Wohl nur *Fiesiker*. Und ein paar *Geleerte*. Ohne *p* und *h* lebt sich's recht subtil. Zusammen bewerten sie Säuren und Basen. Wohl ein Paar, die beiden. Wo die Chemie noch stimmt. Sym**pH**atisanten der Neutralität. Die bei Sieben steht. *Pro Sieben* also. Jetzt den Daumen hoch. I LIKE IT!

Als die Katze bellt, faucht der Hundewecker. Es ist noch Zeit. Sagt ein Blick. Sich herzhaft strecken. Ein neuer Tag ruft. Man will ihn nicht immer hören.

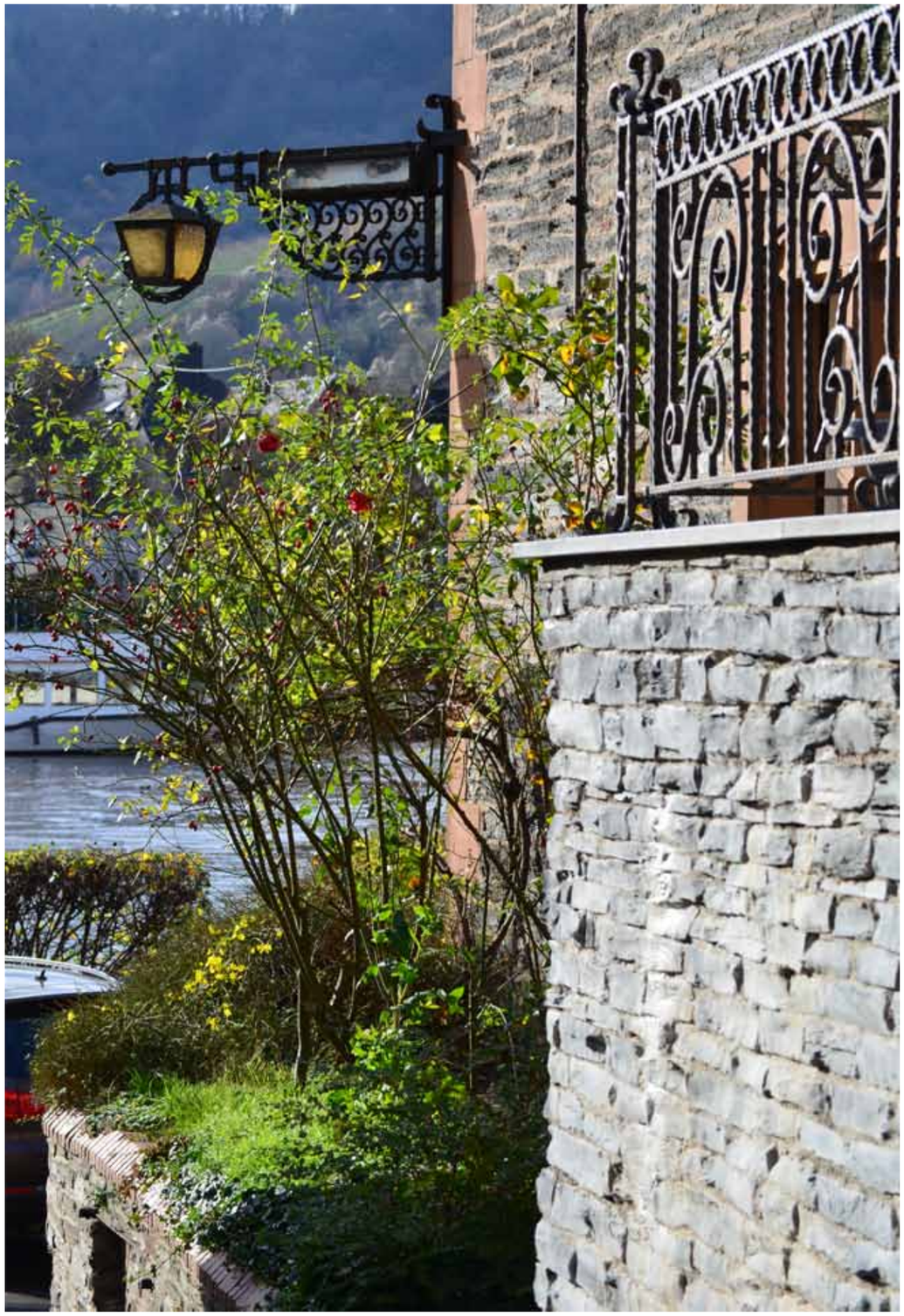
Modus Kissenschlacht. Das Tier hat sich verkrochen. Pfotenabdrucke Beweis seiner Existenz. Hinter der Grenze in den Dschungel der Träume. Die Suche nach dem Ziel beginnt. Jedes Land braucht Visionen. Orte, wo man Flüchtiges pflegt. Keine Lager. Sondern Wiesen. Auf denen der Regen seine bunten Bögen spannt. Ohne Zäune, Stacheln, Drähte. Gedanken, die fließen. Frei von Barrieren. Klippen erscheinen noch früh genug. Tief zu sinken das obligate Schwimmprogramm. Am schlammigen Ufer eines stürmischen Lebens.

Gelee Royal im Staatsgestell. Zwischen den Zeilen wird geschmiert. Was das Zeug hält. Bis zu dem Moment, wo die Mauer bricht. Und uns alles auf den Kopf fällt. Renovierung verpasst? Eher verschoben. Beim Haus am Ring. Dort, wo das Hohe wohnt. Schweigen kann plenar sein. Und eine Sitzung im Saal erfordern. Doch dafür gibt es andere Räume. Ohne *T*. Aber mit *W*. Und einem hohen C. Das *WTC* ein Ort mit Parallelen. Was zum Einsturz führte? Geplatzte Träume! Rätsel nun gelöst. Nichts mehr im Busch. Was die Katze locken könnte. Und schlafende Hunde.

Hinterm Ofen glüht das Gras. Kohle macht nun keiner mehr. Zu fossil! Wir wollen ja aussteigen. Aus dem *Tseohzwei*. Aber zu drehen gibt es viel. Nicht nur krumme Dinger. Wie die Bank am See. Auf halbem Weg zur Strecke gebracht. Im Mittelalter wurde Müll nicht getrennt. Sondern auf die Folter gespannt.

Hippo hat jetzt Fieber. Liegt verschnupft auf Demontage. Lebt mit einem Debakel. Wir sehen zu. Und spiegeln unsere Seelen. Man wird ja wohl noch träumen dürfen …

Markus Prem, geb. 1970, Studium der Mineralogie, ehem. Vorstandsmitglied der *Charles-Bukowski-Gesellschaft*, Mitherausgeber von *bju:k 2003* [Ariel-Verlag] und Übersetzer des *Prolog zu Ask the Dust* von John Fante [Maro Verlag]. Zuletzt erschien der Gedichtband *In der Bredouille* [RUP 2015].
www.premarkus.at
Schreiben bietet ihm die Möglichkeit, die Welt aus seiner Perspektive deuten zu können, ohne daraus einen Wahrheitsanspruch ableiten zu wollen. Nebenbei empfindet er es als Psychohygiene und Lebenselixier.



Gabi Kremeskötter 2016

Wie ein Traum

Şafak-Sariçiçek

-I- Nocturnale Panikattacken seit der Kindheit

Schwarz. Wie Pech. Wie ihre Augen.

Eine Schwärze, die deine Schädeldecke durchschlägt und sich in deinem Gehirn ausbreitet. Du lässt dich auf die Schwärze ein. Sie wird unerträglich, pocht unter der Kopfhaut. Dein Kopf wird größer, schwillt an. Das Licht aus den Ritzen der Jalousien, eine ferne Erinnerung an die Wirklichkeit verschwindet, verschwindet und du klammerst dich an diesen letzten Halt. Dein Körper. Er schrumpft. Eine sich windende Larve. Du fällst durch tausende Löcher und du zerberstest, nur der Kopf, er schwillt an ins Unendliche.

Licht.

Das kühle Wasser tropft von deinem schmalen Kinn. Deine Augen, weit aufgerissen. Der Spiegel, besprenkelt, und die Tropfen ziehen feine Schneckenspuren auf ihrem Weg nach unten.

-II- Ein früher Dezembermorgen in einer nördlichen Stadt

Ihre Augen. Sehnsüchtig doch müde. Du näherst dich ihrem Gesicht, feenhafte Züge. Deine Lippen berühren sachte die Wärme, die Süße, die Fülle der ihren. Du tauchst ganz in ihr ein, in ihrer befreienden Wärme. Du vergräbst deine Angst, diese Todesqualen und alle vergangenen Schatten in ihr, tief in ihrer lebendigen Wärme. „Auch du wirst mich vergessen!", neckst du sie in gespielter Schelmhaftigkeit, doch große Besorgnis schwingt in deiner hellen Stimme. Du hoffst, und deine Hoffnung, das unendliche Verlangen, ist der tiefste Ton deiner hellen, doch zerbrechlichen Stimme. Sie muss, muss diese dunkelste Tiefe, den Aufschrei zu bleiben, muss ihn vernehmen.

Du küsst ihre Stirn, küsst ihre Augenlider und auch hier schwingt der dunkle Aufschrei mit, küsst ihre weichen Wangen, derweilen unsichtbare Tränen in der Feuerbrunst deiner Einsamkeit verenden.

Deine Arme halten sie, doch ist sie bereits weit weg, auch wenn sie noch hier scheint. Du merkst es, denn wenn du in das ewigtröstende Grün ihrer sanften Augen blickst, dann zeugen nur noch feinste, schon verkümmernde Schattengestalten von ihrer Hoffnung.

Und jetzt wird dir bewusst, Tor und Träumer, Traumwandelnder, der du bist, dies ist alles, was noch von ihr bleiben wird. Wenn sich deine Hände von dem fließenden Abend ihrer Haare, wie dunkler Meerschaum in deinen geisterhaft weißen Fingern, entfernen und du einen Schritt von ihr treten wirst, um die unheilvollen Worte zu sprechen, weißt du, sie ist für ewig verloren, eine Ahnung der Vergangenheit.

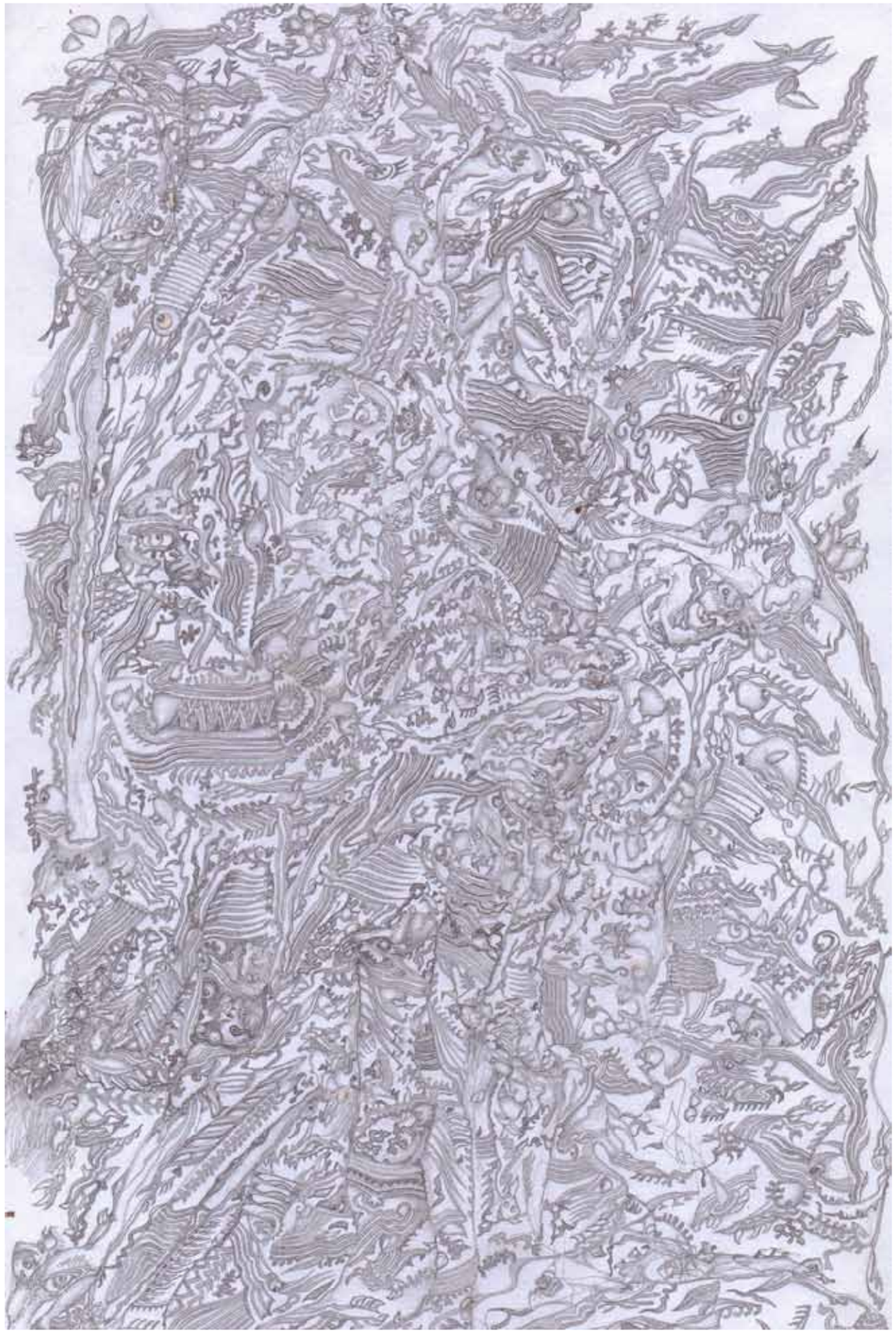
Safak Sariçiçek wurde 1992 geboren, Abitur an der Deutschen Schule Istanbul und anschließendes Biowissenschaftsstudium. Ab 2012 Studienfachwechsel zu Jura, Redakteur der Studentischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Mitbegründer des jungen Literaturtreffs „echolot.heidelberg" . Anthologieveröffentlichungen sowie Publikationen in literarischen Zeitschriften.

Die schrecklichen Kinder der Neuzeit an einem herrlichen Tag

Robert Linke

Kiezoper Helmholtzplatz
Eine Alternative in Deutschland
Einige immer noch arbeitslose Männer aus dem versunkenen Café Schliemann, ehemals Seifen und Kosmetik, sitzen zwanzig Jahre später (also im Jahr Zweitausendundsechzehn) leise vor sich hin summend auf Bänken auf dem Helmholtzplatz da mit anderen aus Thüringen, vom Rhein, aus Marokko, Golm und Karaganda. Sie haben hier eine riesige Fläche zur Verfügung, um sich auszuruhn in einem kleinen Park mit kleiner Wiese, uralten Bäumen, drei Skulpturen, einem Spielplatz, sehr, sehr viele Kinder mehr an den Wochenenden, junge Frau´n und Hunde, winziger Springbrunn, zwei Wasserpumpen und im dornigen Gestrüpp eiserne, niedrige, heimtückische Zäune wegen der Hunde, die darüber springen und die Kinder beißen. Eine Frau aus dem Volk macht vorne Seifenblasen. Kurz an der Neun die Glocken läuten. Blasen singen.
Dann kommen da eine feine, blonde Dame und ein düsterer Herr in Uniformen des örtlichen Ordnungsamtes schaufelnd über den Platz und die Männer sehen von ihren Bänken aus, wie die Dame dem Herrn ins Ohr flüstert: „Diese Menschen sind Tiere, denen WIR BEIDE ALLEIN die Lage erklären müssen. Heben sie ihre Köpfe und blicken über den Rand des Offensichtlichen, werden sie vom Unbehagen des Offenen bedrängt."
Scheinbar ohne Zusammenhang , rezitiert der Herr laut und deutlich an ihr vorbei die Rätsel des Tages: „In dunklen Texten , dem frechen Gesindel aus der Tasche gefallen, wohlwollend in eine Wulst unter die hölzerne Halshaut gestopft klingt mein Vergnügen: Kipp ab, du dummer, verarzteter Mensch oder platze als moderner Diogenes über den Bieren hübsch herein in den Verein. Aber, ich will heute nicht garstig sein, an diesem herrlichen Tag ! Sprechen wir lieber über die Würmerwelt Rumäniens. Die da machen´s sowieso so, wie sie woll´n. Ich bin keiner von ihnen."
Die Uniformierten schlurfen weiter. Aus dem Horn schäumt Hirn.
Nacheinander stehen eins zwei drei Männer von ihren Bänken auf. Sie rätseln. Andere kommen hinzu. Unter der Linde, neben der Litfaßsäule beginnt ein höfliches Gespräch in höchsten Kreisen . Im Chor rufts durcheinander :
Rainer: „Schütteln, nicht bestrafen! Außer mir drehe ich mich um mich selbst und komme zu keinem. Ananas. Die Kaiserin meint, es sei an der Zeit, die Weltbevölkerung um die Hälfte zu reduzieren, also Wolllust einkreisen. Die Alte hat auch ihre jungen Runden. Prost!"
Gönder: „Hier dürfen wir alles sprechen. Auf und ab ins lockere Land !"
Jarik: „Dort, wo wer weiß wo sie sind ,wissen wir, daß sie dort sind, in diesem ominösen Übergang. 80 Milliarden dunkelrote Himbeeren in Sachsen, ein vegetarischer Traum !"
Gönder: „ Schaut auf diese Welt ! Sie haben da unten eine riesige Fläche zur Verfügung und kleine Körbchen, um sich darin auszuruh´n, werden sortiert und kommen später wieder, oder besser, ich käme eher früher auf sie zu, falls ich mich eventuell verspäte."
Wieder in Stoffwechsels Stockwerk bröselt Schlangenstein hoch und runter.
Sandra : „Deine Verspätung kam früher als sie. Warten wir das Frühjahr ab! Verbotene Leuchtfische sind in Deutschland aufgetaucht. Zucker, Haselnüsse und Soldaten. Bis in die letzten Winkel Europas drang die Wahrnehmung der veränderten Umstände vor."
Kurz bei Zwölf die Glocken läuten.
Heilige Christine: „Ich dachte neulich, erschüttert vom mentalen Umgang mit dem Bestrafen von Menschen, die wie du und ich Flüchtlinge sind, würde ich mir wünschen, im Feinstaub über Stuttgart am dritten Tag die Auferstehung zu erleben. Entschuldigung, wo geht´s denn da lang ? Das steht noch in keiner Zeitung."

Robert Linke



Robert Linke

Wütend über diese Frage beginnt der Archäologe Dr. Schlangenstein die Litfaßsäule nebst Linde mit einem riesigen Eisenhammer zu zertrümmern.
Er ist betrunken und philosophiert über seine Herkunft viel zu laut und deutlicher als notwendig wäre „Heilige Riten am Birnbaum! Fruchtfleisch kraucht aus dem Geruch schwitzender Füße. Dahinein bin ich geboren, trinke mit Zittern reisende Sorgen aus dem staubgefüllten, öligen Horn Iran. Im Traum versagen mir die Beine. Jetzt stehe ich wie ein Kanzler, braun durchsüßt, goldschwürig, lüstern nach einem runden Mädchenmunde, globalem Schlingen ... neben einem Stein auf einem Stein in einem Topf und vergesse, wie´s früher mal war. Aber ich lungere hier nicht einfach so herum, um nach Wegen befragt zu werden, sondern warte auf geräucherten Fisch."
Gunther: „Bier. Unbefleckt frisch. Stell dir vor, über meiner Frau, die mir gehört, quasi in der Luft, ersticke ich meine kleine Tochter Julia so an mir, wie ich sie von ihrer Mutter zu trennen versuche."
Marco:„Halt dein dussliges Maul."
Rainer, Sänger des Wissens: „Wenn der Schamanismus in die Stadt geht, muss er argumentieren lernen. Im Weltinnenraum braucht´s dafür übers Jahr circa sechs Komma drei Kilogramm Tabak, zweitausend Liter Bier, fünfhundert Gramm Marihuana, Knoblauch, Zwiebeln und marinierte Pfefferkörner. Fleisch bleibt unbeleckt im Park mit mir allein neben den anderen liegen. Frost. Du verstehen?"
Rainer, der Trinker: „Nicht ganz. Es ist Größenwahn, den Leuten zu erklären, dass das, was sie tun, richtig wäre. Dieser Gedanke über die Herkunft unsrer moralischen Vorurteile findet seinen sparsamen und vorläufigen Ausdruck in jener Aphorismen-Sammlung, die den Titel trägt: Menschliches, Allzumenschliches. Eine Oper für freie Geister vom Nietzsche."
Sandra: „Du schreibst. Ich höre nichts."
Marco: „Ich komponiere. Mensch ist Seil geknüpft zwischen Tier und über Mensch, ein Seil über dem Abgrund achtbissfuffzn."
Sandra ist plötzlich erregt: „Mutter Thema! Du zitterst. Das Beil, die Axt ! Ich werde durch die Zimmer gehen."
Marco: „... mit deinen traurigen, verdorbenen Armen und krummen Fingern. Ich muss hier warten, bis sie mich rufen."
Es rührt sich niemand. Der Arsch legt sich in Falten.
Staub an dieser einen Stelle. Plötzlich wird es dunkel und kalt. Schwarze Wolken, Regenguss und Hagelkörner. Viele rennen weg.
Sandra schreit außer sich hinaus: „Was willst du, Tochter meiner Mutter !»
Die heilige eiskalte Christine, dämlich wie immer, plappert melodiös: „Entschuldigung, Göttliches will hinunter zu den Augen, die mir das Blut aussaugen und du störst dabei. Ich verkaufe den Straßenfeger."
Sandra, nachdenklich: „Vorne bin ich ein Motorrad. Das Unwetter ist vorbei gezogen.»
Reinhold stellt ein kleines, silbernes Radio auf die Parkbank und schaltet es an.
Eugen aus dem Jenseits: „Der Himmel scheint die Grenze Null Komma Null."
LKW und Pflastersteine betteln auf dem Bürgersteig um Blut. Vor der gelben Konsumoper Nah und Gut kreischen mit widerlichem Humor die Zombies kalt nach Fußball.
Gönder: „Das ist eine Einbildung, wenn der Morgen aufgeschnitten wird unter dem Gesicht von Karaganda und du bist tot."
Sandra: „Männer sind wie Scheiße. Sie gebären rittlings über dem Grabe. Das Licht leuchtet für einen Augenblick. Dann ist es wieder Nacht."
Reinhold: „Also wenn ihr nicht wollt, stell ich das Radio wieder in mein Korb."
Eine alte Dame, ihrer Kleidung nach zu urteilen eine Adlige, die man neuerdings eine „Vormalige" nennt, irrte nach Einbruch der Dunkelheit unruhig, doch scheinbar zielstrebig durch menschenleere Straßen im Prenzlauer Berg genau auf diesen Platz zu. Da es den ganzen Tag nicht geschneit hatte, konnte der Schnee das Geräusch ihrer Schritte nicht absorbieren. Mit einem Mal meinte die alte Dame den schweren Tritt eines hinter ihr gehenden Mannes zu vernehmen. Ihr war zumute, als höre sie dieses Geräusch nicht zum ersten Mal. Tatsächlich, die Schritte begleiten sie seit einer Weile. Von wohlriechendem Schrecken erfasst, ist sie nun überzeugt, sie sei verfolgt worden, seit sie ihr Haus verlassen hatte.

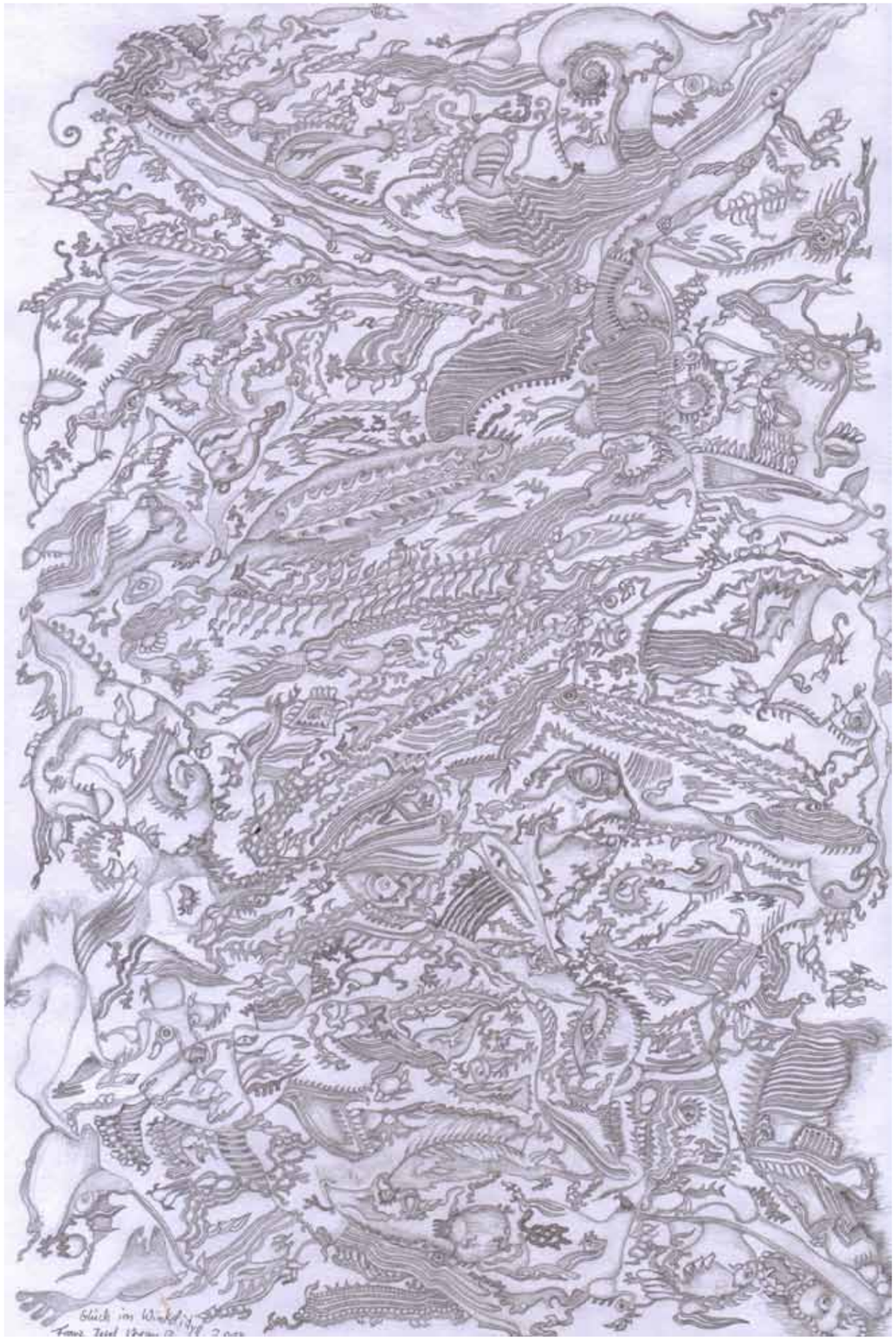
Gnädige Frau: „Ich fürchte mich seit dem Grubenschaden. Der Ekel am Menschen, am Gesindel war immer meine größte Gefahr."
Marco: „Mach wie du denkst. Unser Gehirn ist der Weg. Ruhe von der Frequenz xhz ... (unwirsch) Oh, du Pfeifenklopferin, züchtiges Fruchtfleisch ausm Radio Sexista oleh. Verpiss dich von den Rändern der Zeit! Dort stehen nur die Henkern!"
Gnädige Frau: „Halte mich fest an meinen dicken Schnabel, du hübscher Votzenvogel! Ich habe deine Kinder davongejagt, damit ich in Ruhe anbieten kann und dann wird mir solches Zeug ins Haus geschummelt. Ich bin verliebt in Helene Grimaud. Sie ist eine großartige Pianistin, weit, weit weg von mir: sicher genug, fest genug, gebunden genug, in der Schlacht eine Tänzerin auf Metropol."
Weiß, wie kaltes Wasser aufblasbar die Sonnen in Streifen geteilt, Sumpf und Pilz mit ihren Inseln bewacht vom Schwein der Müllerin im Korn ist die Fortbewegung einer Bakterie von besonderen Reiz.

Robert Linke

Reinhold: „Ich würde gerne hierbleiben, wenn keiner die Nachtigall stört."
Rainer: „Ich auch."
Gönder: «naja mal sehn vielleicht bleib ich auch noch GANZ UND GAR in dieser Schleife hängen, wenns angenehm ist.»
Sandra: «Du sprichst wie ich mal kurz woanders hin geh.»
Gnädige Frau: «Ich hänge hier fest. Mein Etui hat sich geöffnet. Die Nase schwillt an.»
Grippegärtner schlenkern zum Friedhof mit winzigen kleinen Kindern in Reih und Glied quer über den Platz, die Spritzen unter den Röcken. Ein köstliches Durcheinander der Sprachen! Die dicke Andrea blickt entzückt auf ihre Blumenzwiebel. Dann wird sie wütend.
Andrea: „Deine Seele wird noch schneller tot sein, als der Leib einer Aroniabeere."
Heilige Christine: „Vor dem Nachbarschaftshaus am Platz, einem Grabmal kulturreligiöser Nacht, sehe ich Pflanze und Gespenst, ein schauderhaftes Heidentum , Unzucht von Auffassung, vielarmig wuchernder Sinn, Angst in Kinder verwandelt. Ich muß mich gleich entschuldigen."
Sandra kommt wieder mit einer Flasche Kornschnaps.
Sandra: „Was an mir vorbei lief, waren bisher alles schlechte Künstler."
Marco: „Hör auf zu jammern, dabeisein ist alles, nimm was du kriegst! Daran hat sich nichts geändert."
Sandra: „Ein anderes Ding ist der Krieg. Ich bin meiner Art nach kriegerisch. Angreifen gehört zu meinen Instinkten. Auf dem Baume Zukunft baue ich mein Nest. Denn dies ist unsre Höhe und unsre Heimat."
Marco: „Darunter und darüber hat sich nichts geändert. Bekämpfe nicht die unterirdischen Kräfte der kleinen Kinder. Der Egoist läuft gleichsam durch seine Erziehung zurück. Auf dieser Strecke bleiben die Toten jung. Der Himmel scheint die Grenze. Wir schneiden die Beine zusammen."
Der gesamte Platz wird plötzlich unbewusst durch eine heimliche Kraft vier Zentimeter nach vorn gerückt.
Gnädige Frau: „Es ist eine ziemliche Schande, daß solche Dinge heutzutage keiner intensiven Forschung unterzogen werden!"
Dr. Schlangenstern: „Das war kein Erdbeben! Ein völlig gesetzloser Zustand wird völlig gesetzmäßig

durch Raum und Zeit hindurchgetragen, nachdem sich ihr Etui geöffnet hatte, ... wieder einmal halb wahnsinnig eine schlimme Katastrophe herbeigeführt, die uns allen tief in die Seele dringt. Wer in sich verschlossen bleibt, ist nicht wirklich in die Welt gekommen u.s.w.; im Neptunbrunnen wurde ein nackter, blutender Jesus einfach erschossen, mitten in Berlin, wie man einen tollwütigen Hund eben mal so erschießt.»
Gunter: „Ich lade euch ein in die Mitte. Zweimal im Monat ist Kinderschminken und zweimal im Monat dürfen wir unser Bier abends im Häuschen trinken. Kommt nun alle her zu mir! Ich bin der Eifrige neben dem Motorrad. Julia wird vom Geheimdienst gepflegt. Kostenlose Impfung. Hexenhaus unter Hühnerbeinen."
Holger: „ Musche bubu. Ich bin die Wärmestube. Kirche riecht nach altem Sellerie. Unwahrscheinlich, dass es hier geriebenen Meerrettich gibt."
Andrea: „Ich esse gerne Kochschinken mit Mayonnaise, Meerrettich und ein Sträußchen Petersilie."
Gönder: „Zu meiner Taufe gab´s Zunge und ein Einmachglas voll salziger Gurken."
Andrea: „Meine Vorhaut schnitten die Räuber ab. Die Einzige an mir. Ich habe mich oft gefragt, ob ich den schwersten Jahren meines Lebens nicht tiefer verpflichtet bin als irgendwelchem anderen Eigentum."
Andreas: „Das Essen haben sie fotografiert. Jeder bekam vier Datteln. Warum hatten sie früher Angst, im Wasser sterben zu müssen oder dafür im Wald auf dem Boden einzuschlafen? Heute sind sie fröhlich, auch Familie Liebig, mit ihrer Partei der schwarzen Hunde."
Rainer: „Einer nach dem anderen kommt auf uns zu. Das ist dort, wo wir uns jeden Tag sehen. Manchmal hört man das Rascheln unsichtbarer, flüchtender Tiere. Der Ameisenlöwe im Dämmerlicht von Stalingrad erstarrt."
Grubenschaden Hiatus unter der vermissten Frühlingssonne. An ihrem Rand blüh´n Mohn und Ginster. Mörsi hat Tabakkrümel im Mund. Auf dem Platz kehrt Ruhe ein.
Die Glocken läuten immer am Abend.
Bürgermeister: „Die Dümmsten sitzen im Knast oder werden operiert, viele sind unschuldig wie Diamanten. Die Arbeit kann beginnen. Feuerstelle, Lehm, Backöfen, Berge mit Erde, wilde Gärtnerei, Braukunst, eine Villa für Sandra an der Wolga zusammen mit Olga."
Tief unten in der Grube legt träumerisch der Totengräber die Zangen an die Hüften. Schwupps di wupps hüpfen die Frösche aus der Brust hinein in die Lungenentzündung.
Antonio: „Fick deine Mutter! Elektrisches Klo. Wo du bist, da will auch ich sein und die Himmlischen verfluchen."
Bürgermeister, empört: „Aufgebracht und entrüstet ich bin! Deine Sätze wie Kacken klingen. Ösophagenvarizen."
Die schwarze Sybille erklärt einer Gruppe Touristen: „In einem kleinen Röhrchen neben dem Herz und hier auf diesem Platz spürt jeder Mensch in seinem Leib die Pflicht, an der allgemeinen Wirtschaft des Staates teilzunehmen, und je besser er darauf vorbereitet ist, desto mehr Nutzen wird er sowohl der gesamten Sowjetgesellschaft als auch sich selbst bringen. In der bürgerlichen Gesellschaft hat der Erzieher kein solches Ziel vor den Augen, sondern nur Kreide und Schwamm."
Dr. Schlangenstein: „Ich bin zu geizig, mir eine neue Bürste zu kaufen, trotz der zärtlichen Schmerzen im Bauchraum. Stein knirscht an Stein. Die Wüste schlingt und würgt."
Erleichtert pinkelt Schlangenstern auf seine zertrümmerte Galle.
Philosophische Prominenz flaniert zweifach über den Helmholtzplatz. Sie scheinen sich hier wohl zu füllen. Filiation. Zwei Würstchen mit Senf.

Peter Sloterdijk: „Aus einem beunruhigenden Überschuss an Wirklichkeit nehmen diese Menschen hier eine Anleihe bei der Grundstimmung des jüngeren europäischen In-der-Welt-Seins, wonach die Verhältnisse – ob man sie nun die sozialen nennt oder nicht – im Vergleich zu älteren Befunden über das Ständische und Stehende stark in Bewegung geraten sind. Sie neigen alle dazu, die neue Lage offensiv zu interpretieren. Aus ihrer Sicht kommt man der Wahrheit umso näher, je mehr man mit der Bewegung eins wird."



Robert Linke

B.B., gedankenverloren, singt leise vor sich hin: „Geriebener Apfel im Bier. Irgendwelche Priester rennen irgendwo rum. Wenige Zähne, fauliger Geruch. Lieber Peter, möchtest du einen Kaffee?"
P.S.: „Nein danke, lieber Rotwein und für Sandra ein Korn."
Kichernd verschwinden die Philosophen hinter dem Nachbarschaftshaus am Platz. Sandra tänzelt mit der scharfen Sense hinterher.
Andreas: „Nervöse Exorzisten rennen mit der Kamera ums Dorf. Lichterloh die Heime brennen. Wohl ist`s ein Glück, vertraut zu sein mit dem System des Tages, das wie eine anhaltende Kettenreaktion der Ideen im Medium fünf konträrer Temperamente daherkommt, wie das zum Beispiel die fünfköpfige Familie Liebig mit ihren wahren Schülern macht. An diesen kleinen Orten wird das Phänomen der schrecklichen Kinder chronisch und obsessiv."
Bürgermeister, ziemlich betrunken: „Das neue Deutschland stellt ein großes Quantum vererbter und angeschulter Tüchtigkeit dar, sodass es den angehäuften Schatz von Kraft eine Zeitlang selbst verschwenderisch ausgeben darf. Meine Großmutter meinte dazu, dass die erfundenen Vitamine aus Obst und Gemüse dem Körper eigentlich scheißegal sind, aber innerhalb dessen psychoaktive synthetische Drogen die Evolution überhaupt ausmachen, beziehungsweise kostümieren. Einmal sah ich das Gesicht meiner Großmutter, wie es sich als griebener Apfel auf einem weisen Teller braun verfärbte. Weiß ist wach, braun der Schlaf. Aus diesem Brei fließt das Blut der transzendentalen Oma ohne einzutrocknen über sonstwasfürwelche Flächen und dann schrumpfen wir in der vor uns weniger werdenden Zeit zu Fruchtfliegen und Batzen winziger Maden."
Der Bürgermeister fällt hin auf den feuchten Boden und schläft ein. Sandra bringt einen Schlafsack: „Hüte ihn, dass ihn nicht eine Bildsäule erschlage!"
Andrea, mit einem trockenen Schwamm in der rechten Hand, sagt: „Vielleicht nicht alle schmelzenden, noch nicht ganz so alte Männer haben manchmal ein abstoßendes Gebaren der Damenwelt gegenüber. Sie pulverisieren eine Substanz, um die Wirkung zu steigern und machen sich damit unmöglich. Ich wünsche mir eine gute Nacht."
Reinhold: „Gleich wird es dunkel."
Rainer: „Und kalt."
Gönder: „Ich werde geh´n bis morgen."
Sandra: „Ich auch."
In Wahrheit ist es noch früh an diesem herrlichen Sonnentag. Bazon Brock sagt, das sei die nachapokalyptische Zeit. Menschen, die spazieren gehen und Menschen, die wohin müssen sind noch nicht da. Das Geschaffene ruht auf den Bänken. Eine süße Ratte huscht über den Platz.
Unfassbar, wie die Zeit dahin rennt . . . diese Oper – der Titel verrät es – ist vor allem eine Erholung, ein Sonnenflecken, ein Seitensprung in den Müßiggang.
Vielleicht war auch ein neuer Krieg dort und werden neue Götzen ausgehorcht.

ENDE Ostern 2016

Robert Linke geboren 1958 in Leipzig, lebt in Berlin, hat kürzlich bei einem Brand jegliches Hab und Gut verloren. Jugend in Karl-Marx-Stadt/Chemnitz, Facharbeiter, Koch für Gemeinschaftsverpflegung, Konzeptkünstler, Komponist und Zeichner.

Dunkle Tiefen

Peter Jabulowsky

Sperber war spät dran. Mit eiligen Schritten strebte der hagere Teamchef zum Aufzug. Diese verdammten Handwerker, schimpfte er vor sich hin, keiner zu erreichen ... der Geräteschuppen muss dringend aufgestellt werden ... alles liegt kreuz und quer im Garten rum ... und jetzt? ... Zeit vertan ... und wieder mal unvorbereitet ins Meeting ... egal, was tut man nicht alles für die Familie?
Er erreichte den Aufzug und drückte die Ruftaste. Es dauerte, bis ein kleines Bing die Ankunft der Kabine meldete. Die Schiebetür öffnete sich. Sperber trat ein und drückte noch im Gehen den Knopf zur Fahrt in die sechste Etage. Nicht, dass die Fahrt durch schnelles Drücken beschleunigt würde, aber er fühlte sich dabei so schön dynamisch. Die Kabine setzte sich in Bewegung. Doch anstatt nach oben fuhr sie ins Kellergeschoss. Sperber schüttelte missmutig den Kopf und mahnte sich zur Geduld.
Langsam glitt die Schiebetür zur Seite. Sein Blick fiel in einen schwarzen Raum und zerfloss im Nichts. Aus dem Dunkel tauchten Steffi Kuhl, die mollige Ersthelferbeauftragte, und ein blondgelockter junger Mann auf. Beide bestiegen die Kabine mit irgendwie glücklichen, wenn auch verlegenen Gesichtern.
„Hallo Steffi, ist ja toll, wo man sich so trifft", Sperber wollte seiner Stimme Kraft verleihen, wollte Herr der Lage sein. Doch er klang seinerseits verlegen. Steffi strahlte ihn an: „Nicht wahr, nach so langer Zeit?" Dann zeigte sie auf ihren Begleiter, „und das ist Christoph. Er macht bei uns sein Praktikum. Ich soll ihm alles zeigen."
„In diesen dunklen Tiefen?" Sperber runzelte ein wenig die Stirn. In Steffis Lächeln erschien ein spöttischer Zug.
„Wir waren im Archiv", sagte sie.
Sperber suchte nach einer schlagfertigen Bemerkung, ihm fiel aber nichts Originelles ein. Der Aufzug fuhr nach oben. Im Erdgeschoss hielt er an. Steffi schob den jungen Blonden hinaus: „Christoph, bitte geh zur Poststelle und hol das Paket Mullbinden ab. Warte auf mich im Sanitätsraum."
Der Aufzug setzte seine Fahrt nach oben fort. Beide schwiegen, bis Steffi fragte: „Geht's dir gut?"
Sperber, hellwach, aber zurückhaltend, antwortete: „Mhm, und dir?"
Sie schaute ihn eine kurze Weile an, dann sagte sie leise:
„Eine Nacht mit dir wär mal wieder schön."
„Bitte, lass das. Das ist vorbei, schon lange."
In Sperbers Kopf flammte eine lustvolle Szene von damals auf. Er blickte über Steffi hinweg auf die mattsilberne Wand der Kabine. Kühl und hart wie sie musste er jetzt sein. Er versuchte sich vorzustellen, wie sein aufdampfendes Begehren auf der kalten Wand kondensierte, zu Boden tropfte und verdunstete.
„Ja leider, und wir sind uns seither aus dem Weg gegangen", sagte Steffi. Sperber blieb stumm. Dass die Affäre schon damals ein Fehler war, traute er sich nicht zu sagen.
Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Ist es wirklich vorbei? Das mit dir war echt ... ich meine ... ich war richtig glücklich."
Sperber schaute immer noch zur Wand: „Sorry, meine Frau und meine Kinder wohnen jetzt hier. Wir leben endlich wie eine Familie."
Steffi fragte: „Magst du mich denn gar nicht mehr?"
Sperber presste die Lippen zusammen. Es dauerte einen Moment bis er „bitte, hör auf!", sagen konnte.
Geräuschlos gab die Tür den Weg ins Licht der sechsten Etage frei. Sperber stand wie eingefroren, aufrecht, sein ganzer Körper verkrampft. Die Peinlichkeit, die er empfand, schnürte ihm die Kehle zu. Wie erstarrt blickte er zur Decke, als hoffte er, von dort oben etwas zu empfangen, was ihn erlöste. So abgeschottet gegen jede weitere Wahrnehmung verpasste er den Ausstieg. Steffi drückte flink die Taste zur Fahrt in den Keller. Die Tür schloss sich, und die Kabine glitt in die Tiefe. Steffi schaute ihm gerade ins Gesicht. Sperber nahm ihren Blick auf und fühlte sich überwältigt von tausend Fragen, die aus ihren Augen strömten. Fragen, die alle nur auf eine Antwort hofften, eine Antwort, die er nicht geben wollte. Er befahl sich: Komm zur Vernunft. Sie rückte näher an ihn heran:

Gabi Kremeskötter: Impressionen Juli 2016

„Es war doch so schön mit uns. Erinnerst du dich? Komm doch mal wieder zu mir. Am Wochenende oder nächste Woche, da ist ein Feiertag, oder sag mir einfach wann."
„Ich kann nicht."
„Warum nicht? Sag mir, wann."
„Ich sagte es eben schon. Außerdem bin ich dann auf Dienstreise."
„Wann bist du auf Dienstreise?"
„Nächste Woche."
„Ja prima, dann lass doch die Dienstreise ein oder zwei Tage länger dauern und komm in der Zeit zu mir."
„Bitte hör auf!"
Sperber versuchte, ruhig zu atmen und kühlen Kopf zurück zu gewinnen. Er fragte sich: Warum schokkiert mich ihr Wunsch? ... ihr Angebot ist verlockend ... nein, das will ich der Familie nicht antun ... wieder Lügen und Heimlichkeiten, dauernd ein schlechtes Gewissen ...
Der Aufzug stoppte im Kellergeschoss. Die Tür zog sich zurück. Vor ihnen wartete still ein schwarzer Schlund. Steffi berührte Sperber sacht am Arm. Es fühlte sich für ihn an, als bitte sie ihn zu folgen. Auf der Schwelle blieb er stehen. Sie trat allein hinaus, drehte sich um und fragte: „Kommst du?"
Er schwieg. Die Tür schubste ihn an der Schulter. Er drückte sie zurück. Sie schubste ihn noch mal. Er trat zurück in die Kabine. Steffi verschwand im Dunkeln.
Sperber fuhr in die sechste Etage. Vor dem Besprechungszimmer zögerte er einen Moment lang, überlegte und blieb dabei: Nein! Ich werde ihr aus dem Weg gehen, ob es mir schwer fällt oder nicht. Für alles muss man irgendwann bezahlen. Er seufzte, fasste sich und trat ein. Die Beratung war in vollem Gange. Nur Bretz schaute ihm entgegen und grinste: „Na, verschlafen?"
Sperber schwieg. Er setzte sich und zog zögernd sein Smartphone aus der Innentasche des Sakkos. Während sich die anderen stritten, betrachtete er die Termine seiner geplanten Dienstreisen. In diesem Augenblick erreichte ihn die E-Mail seines Geschäftspartners, der ihn bat, das nächste Meeting in London um zwei Tage zu verschieben.

Peter Jabulowsky ist Maschinenbauingenieur. Er blickt auf vierzig Jahre Berufstätigkeit in verantwortlichen Positionen für Planung und Errichtung von petrochemischen Anlagen im internationalen Markt zurück. Seit Beginn seines Ruhestandes widmet er sich dem Schreiben von Kurzgeschichten und Erzählungen mit bereits einer literarischen Veröffentlichung. Die Erzählung „Der Bettler" erschien 2015 in der Anthologie „untertan – texte zur zeit" im Geest-Verlag. Drei Kurzgeschichten erschienen in der **eXperimenta** im Februar, März und April 2016.

Licht

Markus Böhme

Das Licht, welches durch die oberen Fenster der getönten Spiegelfront in die Bahnhofslounge fällt, färbt den Raum in ein herbstliches Rotbraun, ungeachtet des Sommers und der Hitze, die jenseits dieser dicken Sandsteinmauern brüllen. Von warmem Holz reflektierte Sonnenstrahlen verwaschen zu diffusem Schein, wie feinster Regen stäubt das Licht auch die Passanten, die Wartenden und die Eilenden ein. Nicht nur sie, diese unscheinbare Frau auf der Flucht vor ihren Gedanken, die Listen von Aufgaben und Verpflichtungen sind, verlangsamt erst ihren Schritt, um schließlich stehen zu bleiben und etwas zu atmen. Ich bemerke dies, weil ich schon länger hier sitze, in dieser Kathedrale, diesem so unwirklichen Ort.
Bereits wenige Augenblicke, nachdem ich die Lounge betreten hatte, nahm mich ihre Atmosphäre gefangen. Das Abzählen der vergeudeten, da im Warten verlebten Minuten fiel von mir ab und mich umfing das abstrakte Gefühl von Zeitlosigkeit und innerer Ruhe. Hell war es auch mit geschlossenen Augen, ein warmes gelbes Hell, kein kaltes blaues. So lange bin ich schon hier, dass ich mir längst körperlos vorkomme. Ich – nur noch Wahrnehmung, tanze, scheint mir, träge in den Lichtflocken, die durch die Oberlichter rieseln. Ich besehe mich, besehe die Leute. Einen langen Moment bin ich sehr verwirrt, weil mir nicht einfallen will, wer ich eigentlich bin. Irgendwann verfliegt der Schrecken, ratlos bleibe ich in diesem luziden Zustand zurück. Ich beobachte die Passanten: Niemand hält mehr inne und so verliert man sich unterwegs. Man ist sich seiner selbst kaum mehr bewusst, in dieser hektischen Zeit.

An ihr fällt mir besonders auf, dass sie fast unsichtbar ist. Ihr Alter kaum zu schätzen, fast ausdruckslos ihr Blick, der mehr Spiegel ihrer Sorgen als ihrer Seele ist. Noch nie habe ich sie so gesehen, in den ganzen Jahren nicht. Ich tue, als wäre ich nicht da. Sie blinzelt kurz beim Eintreten, als erwache sie aus einem Traum, aber sie erwacht nicht. Schüttelt sich nur kurz und geht, den Pflichten gehorchend, ihrer Wege. Kaum langsamer wird ihr Schritt. In dieser bronzenen Bahnhofshalle überdachte ich mich, ich spürte, dass das Leben, das gleich der Zeit beständig weiterstrebt, doch mein ganz eigenes ist. Und man sieht es in den Gesichtern, wie nah sie sich sind. Sie war so weit weg – was ist da noch Mensch!

Als sie kurz vor 18 Uhr durch das Lagertor tritt, weiß sie kaum, wie sie dahin gelangt sein soll. Schnell war sie gewesen, weil sie in Gedanken ganz wo anders war. „Woher kommen all die kleinen Gereiztheiten", fragt sie sich, die sich auch die Kinder schon zu Eigen gemacht haben. Wäre sie im Bahnhof etwas länger stehen geblieben, hätte sie sich vielleicht zu fragen getraut, warum keine Liebe in ihrem Leben ist. Immer, wenn sie diese Frage lauern spürt, geht sie schnell weiter. Was soll sie sich darauf antworten?

Ein Unwetter überrascht sie, als sie auf die Straße tritt. Warm wäscht der Regen erst die Hitze aus dem Tag, dann ziehen wie aus Titan geschmiedete Wolken tief aus weiter Ferne her. Sie schiebt ihre Kapuze zurück, Regen läuft ihr über das Gesicht. Sie atmet ein, schluckt. Das Wasser schmeckt nach nichts als Wasser. Es schmeckt nach leerer Gegend, nach Verschmelzung mit der Erde. Nur kurz ist sie draußen, dann tritt sie durch die automatischen Türen einer Einkaufspassage in klimatisierte Luft. Ihre Augen brennen kurz im blauweißen Neonlicht. Dezent riecht es nach Mensch, auf 24 Grad gekühlt. Ihr Ich zerstiebt auf dem Weg zum Personaleingang in alle Himmelsrichtungen, jedes Geschäft hat etwas zu verkünden. Das sind ihr die Nachrichten, so weiß sie, wie es um die Welt bestellt ist.
Angekommen vor einer grauen Tür sammelt sie sich wieder ein. Sie denkt sich kurz als einen Zauberwürfel, so fügt sie sich zusammen. Jede Farbe ein Gesicht. Jetzt ist sie vorn weiß, dahinter ist alles bunt. „Ist es nicht schön, im Geheimen bunt zu sein?", freut sie sich insgeheim. Weiß braucht sie nicht viel. Es ist ein asketisches Ich, sich selbst genügend, vertieft in der Analyse ihres konkreten Tuns. Die vier Stunden an den Regalen im Supermarkt reichen ihr, sich in Trance zu effektivieren. Bis kein Gedanke mehr bleibt, nur noch pures warmes Sein.

Wo soll man hin, wenn einem plötzlich alles sinnleer scheint? Die Hitze nimmt mir die Luft, die schon ein wenig nach dem Gewitter schmeckt, das fern am Horizont droht. Ich laufe los, um zu mir zu kommen. Am Fluss finde ich eine Brücke, unter die ich mich stelle. Regen, der nicht nach dieser Stadt riecht, wühlt im Wasser. „Ich muss handeln", drängt es in mir, doch ich weiß nicht, was zu tun ist, bin nur froh, hier so mit mir allein zu sein. Mir ist, als sei ich der letzte Mensch auf Erden, der Regen fällt schnell und dicht und hart wie eine Bestrafung. Ich kann nur in mich hinein.
Kaum habe ich mich bisher um die Verschiedenartigkeit von Licht gekümmert. Es war hell oder es war dunkel. Warum mir manchmal wohliger war und manchmal nicht, hatte ich nie mit Licht in Verbindung gebracht, kein Instinkt besetzte diesen Kanal. Blind war ich gewesen. Das hat sich geändert. Ich träume von Licht. Einem rötlichen Dunst, der mich wie dicker schwerer Nebel einhüllt. Als willenloser Fetzen Bewusstsein treibe ich in dimensionslosen Weiten, in denen ich doch mitunter Strukturen zu erkennen glaube, die von einer fernen Welt künden. Manchmal, wenn ich nach dem Aufwachen aus dem Fenster schaue, wähne ich mich in trister Gefangenschaft, die Narbe am Bein beginnt zu jucken. Schnell holt mich der Alltag wieder ein, doch jetzt, in diesem Moment, denke ich an diese Träume.
Plötzlich ist die Welt ganz leise, nur noch einzeln fallen schwere Tropfen von den Bäumen. Auf dem Weg oberhalb der Böschung strahlt schon wieder Sonne, zufrieden dampft der Wald.

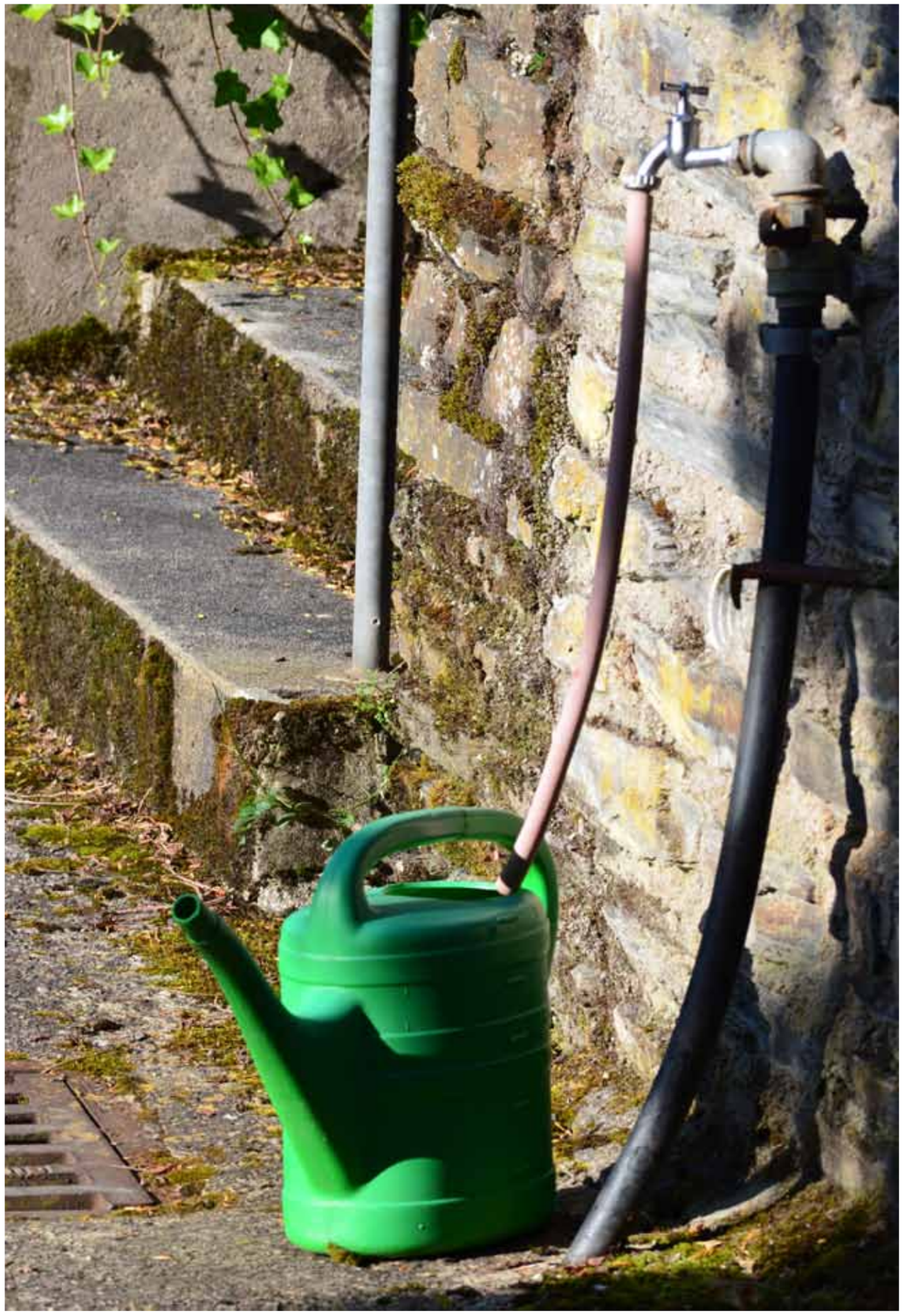
Nass ist der Stein, auf dem ich sitzen bleibe, mit nach innen gerichtetem Blick. Blauweiß kalt ist die Welt der Menschen, in Goldgelb bin ich bei mir. Und dieses rote diffuse Licht, das mich nachts von Gedanken und Wut und Angst reinigt, wo kommt das her? Ich greife in diese Traumbilder, versuche, irgendetwas festzuhalten. Mir scheint, ich kann oben und unten unterscheiden. Flimmernder Dunst, vollgesogen mit Nässe, scheint aufwärts zu streben, dem Urheber des roten Lichtes entgegen. Und bald, aus Sphären, die in Ultraviolett und Purpur getaucht sind, fallen Tropfen in der Färbung von Blut und einem Kern aus tiefrotem Licht einer vergehenden Sonne hernieder. Selbst am Horizont, der viel zu weit entfernt scheint, sehe ich noch die Tropfen einzeln fallen.
Und dann sehe ich ein Gesicht, das von oben auf mich herabschaut wie auf ein Insekt. In großen schrägen Mandelaugen steht nichts geschrieben, das ich lesen könnte. Bleich ist die Haut, groß der Wuchs. Ich blicke wie durch einen Spiegel, in den ich lange nicht geschaut hatte.
Was soll das bedeuten?
Frierend gehe ich nach Hause. Falsch kommt mir alles vor. Ich glaube nicht, dass die Menschen, die mir begegnen, echt sind. Zu sinnlos scheint mir ihr Treiben. Ich lasse die Lampen gelöscht, als ich mich ins Wohnzimmer setze, um zu warten.

Vor ihrer Haustür bäumt sich in ihr kurz der Wille auf, nicht einzutreten sondern umzukehren. Zu fliehen. Warum fühlt sie so? Sie glaubt sich etwas depressiv, schließt auf und betritt die Wohnung. Dunkel ist der Flur, und sie macht auch kein Licht, als sie sich umständlich die Schuhe aufknotet. Geräusche aus den Zimmern der Kinder, Geräusche aus dem Wohnzimmer. Alle sind da, keiner kommt sie begrüßen. Sie nimmt einen Umweg über das Badezimmer. Helles Licht streut ihr vom Spiegel über das Gesicht, das ihr müde entgegenblickt. Das Wasser aus dem Hahn kommt ihr komisch vor, nachdem sie heute schon Regen geschmeckt hat. Schnell will sie in die Küche, sich ein Glas Wein aus dem Kühlschrank holen. Dann will sie sich noch ein wenig zu ihm setzen, nachschauen, ob noch irgendetwas zu retten ist.
Sie nippt am Wein, der kühl und süß und schwer ist. Ein Seitenblick, halb verborgen hinter der tiefen gelben Flüssigkeit. Er schaut nicht zu ihr hin, erst als sie das Glas absetzt, sieht er erst eine Weile auf den Wein, dann tasten sich seine Blicke bis zu ihrem Gesicht empor. Er flackert irgendwie. Seine Hände knoten nervös mit den Fingern. Immer wieder rutschen seine Augen hinab aufs Weinglas. Sie versteht das als Ermunterung, zu trinken. Was ist mit ihm? Sie trinkt, einen großen Schluck vor der Frage „Was ist?".
„Wie geht es Dir?", frage ich. Es klingt, als müsse ein Zustand festgehalten werden, der bald nur noch Erinnerung sein sollte.

Als sie nichts sagt, beginnt er zu sprechen. Er erzählt ihr, wie er eines Morgens, die Sonne hatte ihn gerade aus dem Schlaf gerissen, eine Stelle an seinem nackten Körper fand. In diesem ersten Moment, gerade einer unfassbaren Unendlichkeit entrissen, noch wirr und ungesammelt und ohne Ich, veranlasste ihn eine merkwürdige Hitze am Unterschenkel, die dünne Decke aufzuschlagen, den eigenen Fuß zu fassen und nach dem Ursprung dieses Schmerzes zu schauen. Ein kreisrundes Mal, dunkelrot wie Kohlenglut, ist alles, was er sehen kann. Wie von einer Zigarette unachtsam eingebrannt, kam es ihm da lächerlich und unangemessen vor, nun wach zu sein, denn schon verebbte die Empfindung in einem dunklen sehr begrenzten Wärmegefühl.
Für Tage bewegte er sich dann in einer Welt aus Watte. Wie zu Besuch auf einer fremder werdenden Erde und immer stärker bedrängte ihn das Gefühl, in einer Welt zu leben, in der schon alles vergangen war. Alles war schon vorbei. Geschehen. Jetzt geschah nichts mehr. Nur der unumgängliche Tribut an die Kausalität wurde gezahlt. Nur noch Abtragen von Schuld.
Sie trinkt vom Wein, der anders schmeckt. „Wie geht es Dir?", hört sie sich fragen. Als Echo hallen ihr diese Worte eine Weile nach. Müde ist sie geworden. Ganz plötzlich. „Das kommt vom Sitzen", denkt sie. Er schaut sie jetzt an, als müsse er etwas nachschauen. Sie kann den Blick nicht erwidern, da ihr die Lider immer wieder schwer zusammenklappen. Kaum hat sie sie geschlossen, explodiert eine Helligkeit in ihrem Kopf, die alles, was sie ist auf dieser Welt, verweht. Sie kann ihn trotzdem sehen, direkt aus ihrem tiefsten Innern. Und als er den Mund wieder auftut, sagt er nicht, wie sie erwartet hätte:
„Transit" oder „bis bald."
Er sagt nur: „Verdruss." Steht auf und geht zum Kinderzimmer, aus dem sich Fluten roten Lichtes ergiessen.

Markus Böhme lebt und schreibt in Leipzig, veranstaltete 10 Jahre wöchentliche Literaturveranstaltungen in eigenem Laden und veröffentlicht ab und an in Anthologien.

Gabi Kremeskötter: Impressionen Juli 2016



Gabi Kremeskötter: Impressionen Juli 2016

Gabi Kremeskötter: Impressionen Juli 2016

Rüdiger und Die Heile Welt – Teil Eins

August Maria Aisbrandt

Für die Eine, die das Lied deines Lebens singt…

Die Zeit steht still im Birkenwald: Durchstochen und aufgespießt auf die dünnen, langen, weißen Stämme ruht sie in freiwilliger Gefangenschaft, wie eine in Nebel aufgelöste Wolke. Rüdiger betritt den Wald mit großer Vorsicht. Die Wolke zittert ein wenig erschrocken, zieht sich um einige Meter zusammen, hält ihren langsamen Atem an und lässt ihn gespannt herein – in das unendliche, mit Träumen gefüllte Reich der schlafenden Stille.

Nichts wunderte Rüdiger mehr seit er sich so schwer verletzt und so tief enttäuscht fühlte. Es fühlte sich wie ein eiserner Stab an, der in ihm steckte, und er fand die Kraft nicht, ihn zu brechen. Es gelang ihm auch nicht, sooft er es versuchte, ihn aus sich herauszuziehen. Er schien sich in seinem Inneren verwurzelt und in sein Fleisch verpflanzt zu haben.

Dieser Zustand war schon vor sehr langer Zeit zu Rüdigers *Ich* gewachsen. Er hatte sich damit abgefunden, anders ginge es wohl auch kaum. Er hatte ihn lieben gelernt. Er hatte verstehen gelernt, seine Härte und gefühlte Unbiegsamkeit zu seinem eigenen Nutzen und als die Methode zum Existieren zu erachten. Rüdiger hatte ihm beigebracht, Rüdiger zu sein und bei den vielen so schmerzvollen Experimenten und getroffenen Entscheidungen hatte er ihn dazu erzogen, seine von Stolz getragene Geduld stets aufrecht zu halten.

So empfand er diese seltsame, leichte und elastische Bewegung der Zeit im vernebelten Wald als etwas Natürliches und Erwartetes, ja, als etwas völlig Harmonisches. Denn er hatte mit diesem Moment gerechnet und auf ihn gewartet. Er hatte absichtlich und auch intuitiv daraufhin gearbeitet. Alles, was bisher geschehen war, geschah alleine, um diesem einen zeitlosen, nebeligen Moment zu begegnen. Und es war nun an der Zeit, dass Rüdiger seine Augen auf das Leere und Immaterielle lenkte, seine Ohren auf das niemals Ausgesprochene richtete und seinen Körper voll und ganz in die mächtigen Hände des Kopf- und Bodenlosen vertraute.

Auch wenn Rüdiger keinen einzigen Laut vernehmen konnte, spürte er, dass er im Wald alles andere als alleine war. Unzählbar viele Spezies verschiedenster Arten bewohnten die nebelige Wolke – so viele und so dicht aneinander, dass es eben sie selbst gewesen sein mussten, die die eigentliche Konsistenz des Nebels ausmachten.

Das waren nicht Rüdigers physische Wahrnehmungen, denn er konnte keinesfalls feststellen, oder gar in irgendeiner Weise belegen, dass sich eines seiner Sinnesorgane regte oder anspannte. Es war das grundlegende Wissen, das Verstehen und Akzeptieren einer nicht beweisbaren Tatsache – ein Gefühl, welches ihn schon immer faszinierte, anreizte und zugleich zutiefst befriedigt hatte. Er spürte die Spezies einfach. Sie umgaben ihn von allen Seiten, wie alle Sterne der Galaxie, die um einen herum in einer klaren Nacht weit außerhalb der Großstadt in greifbarer Nähe schweben.

Rüdiger spürte, dass er selbst auf dem Weg war, seine eigene Realität gänzlich und für immer zu verlieren. Und er vernahm die wundersamen Vorgänge, denen die Bewohner des Nebels folgten. Wenn sie zum Beispiel allesamt auf einmal einatmeten, war ihr Atemzug so tief und lang, dass dieser Vorgang sehr wohl ein paar hunderttausend Jahre dauern könnte und die Wolke sich dabei gewiss auf das doppelt Unendliche auszudehnen vermochte. Die Kreaturen hatten sich dabei offensichtlich wie in einer Kettenreaktion gegenseitig abgesprochen, sodass ein einziges flüssiges, wellenartiges Stöhnen und Dröhnen entstand, das den gesamten Wald, so empfand es Rüdiger, packte und wie eine mit Wasser und künstlichen Schneeflocken gefüllte Glaskugel durchschüttelte.

Es dauerte zwei solcher Atemzüge, bis sich der Eingang in den Wald hinter Rüdiger sanft schloss. Der Nebel umzingelte ihn von allen Seiten und er wurde alsdann zum Teil von dessen Existenz – ein Teil seines laut- und bestandlosen Daseins.

„Das muss das perfekt geordnete Chaos sein", dachte Rüdiger und bemerkte, dass seine Haut seinen Leib jetzt so stark umspannte, dass er plötzlich am ganzen Körper matt-weiß wurde und in dem ihn umgebenden Nebel nicht mehr zu unterscheiden war.

„Herzlich willkommen!" sagte Rüdiger zu sich selbst und küsste seinen Ring, welcher eine Schlange mit einem roten Stein in ihrem weit aufgerissenen Maul trug und tat den ersten unwiederkehrbaren Schritt seines Lebens.

Eine Zeit lang lief Rüdiger einsam und tief in seine Gedanken versunken zwischen den reglosen Bäumen. Mit halb geschlossenen Augen fand er den Weg durch den Wald zufällig und mehr oder weniger automatisch. Vielleicht gab es gar keinen Weg in dem Reich der Stille, sodass man jeden beliebigen Pfad bedingungslos als Weg auszeichnen und jeden einzelnen Schritt als eine, eines Propheten würdige, Tat verstehen sollte. Womöglich gab es aber genau *den* einen Weg und es war einfach nur naturgemäß nicht gegeben, sich etwas aussuchen zu können. Ein Weg auf dem sich sozusagen alle auf einmal befanden – einige weiter vorn, die anderen hinten zurückgeblieben und manche – begraben unter der Last der schweren und absichtlich rücksichtslos stampfenden Füße.

Das wusste Rüdiger nicht – er wäre gerade weder ansprechbar, noch war er in der Lage, über seine Umgebung zu urteilen. Offensichtlich befand er sich in einer fesselnden Kontroverse mit einem unendlich diffusen Gedanken oder in einem „kreisförmigen Dialog", welcher sich selbst vollständig genügte, in dem jede Antwort auch gleichzeitig eine nächste, zu der vorigen völlig äquivalente Frage in sich trugt und somit diesen Dialog in eine in sich abgeschlossene und gänzlich unabhängige eigene Welt versetzte, in der Energie weder verloren ging, noch von außen dazu kam. Wo das eigentliche Leben auf zwanghaft kranke und perverse Weise für die Ewigkeit eingeschlossen und erhalten blieb. Eine Art „ewige Wiederkehr"[1].

Rüdiger wusste sehr wohl Bescheid über die Natur dieser wahrhaftig magischen schwarzen Löcher. Nicht selten warnte er sich selbst und auch einige seiner Bekannten davor, in diese Art Dialoge einzusteigen. Doch trotz Warnungen und mehr oder weniger klarem Verstand (oder vielleicht genau dank diesen) war er zu seiner Zeit zu einer solchen Welt beigetreten. Was er sich erhofft hatte, dadurch zu erreichen? Dies war selbst für ihn schwierig, eindeutig zu sagen.

Höchstwahrscheinlich, und das war seine einzige plausible und begründete Erklärung, war es sein unaufhörlicher Trieb nach seelischer Überbelastung, sein sich im Wahn eingelebtes Verlangen nach endloser spiritueller Antriebskraft, gewonnen durch zyklisches Erleben und Erforschen des Leidens auf eigenem Leib und Seele.

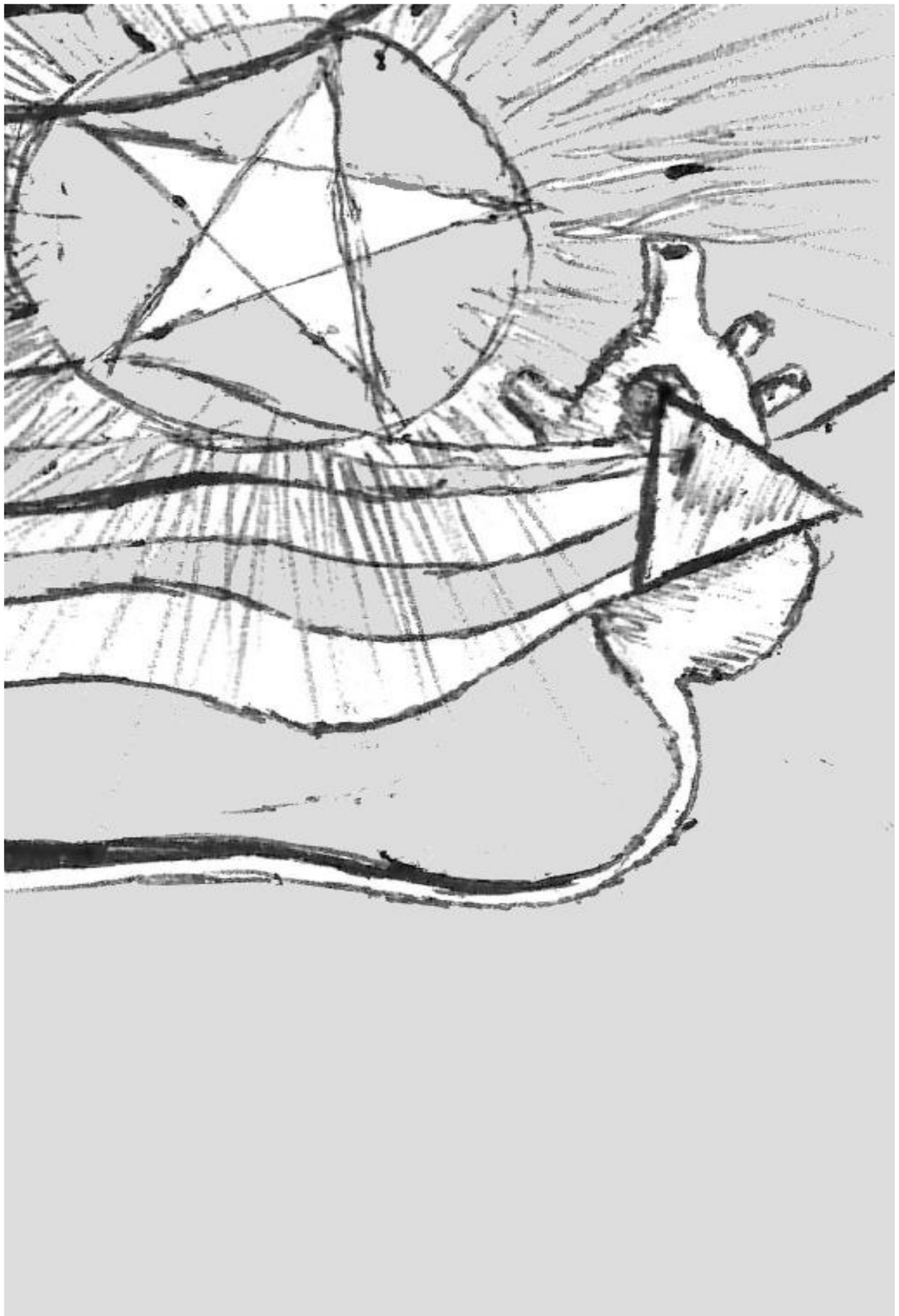
So irrte sich Rüdiger zwölf weitere lange Atemzüge des Waldes im Nebel. Seine Augäpfel, halb verdeckt von den dünnen, fast durchsichtigen Augenlidern, waren an einem unbekannten Punkt im Raum fixiert. Doch seine, von zahllosen blauen Venen aufgepumpten Arme waren in permanenter und verstörter Bewegung. Sie flogen hektisch auf und ab. Eine Hand bewegte sich rasant in Richtung Mund, um einen brausenden Tropfen herausfließender Spuke zu wischen. Doch im selben Moment war diese energische Bewegung von einem dagegen spielenden Impuls unterbrochen und die Hand flog mit den weit auseinander gespaltenen und, bis auf den kleinen mit der Schlange, krampfhaft gekrümmten Fingern, genau entgegengesetzt zu der Schulter, um sogleich mit voller Wucht straff nach unten ausgestreckt zu werden und die eigenartige Gestik zu vollenden. Als dann urplötzlich direkt vor Rüdigers Nase ein großer hellgelber Fleck aufgesprungen ist.

Dies passierte so unerwartet, dass Rüdiger auf der Stelle und restlos aus seiner Konversation herausgerissen wurde und abrupt stehen blieb. Einen Atemzug lang musste er sich konzentrieren, bis er dann endlich seine Augen auf die gelbe Erscheinung fixiert hatte. Es war ein Blumenstrauß. Verschiedenartige Feldblumen waren kreuz und quer, und das verlieh dem Strauß die besondere, natürliche Ausstrahlung, mit einem trockenen Strauch an den Stielen zu einem kleinen Wirrwarr zusammengebunden. Allesamt in hell-gelben Tönen und frisch schlugen sie mit dem wundervollen, süßen, aber gleichzeitig viel zu kühlen für Pflanzen Duft Rüdiger in den Kopf. Der Duft gefiel ihm so sehr, dass er für einen kurzen Moment in eine Art genüsslicher Trance fiel und nicht sofort bemerkte, dass sich hinter dem Strauß zwei, wie Vollmond ideal runde blaue weibliche Augen versteckten.

[1] „Ewige Wiederkunft" als einer der zentralen Gedanken in Friedrich Nietzsches Philosophie, aber auch andere Parallelen, z.B. der Gedanke der wiederkehrende Geschehnisse hinter dem klassischen chinesischen Text „Buch der Wandlungen" („Yì Jīng")

Sie lächelten sanft und starrten Rüdiger direkt und zufrieden an.
„Ich habe sie für dich gepflückt. Ich hörte deine Schritte da draußen und wusste, dass du dich heute entscheiden und herkommen würdest… Ich wollte dich sehen und begrüßen!", hörte Rüdiger eine angenehme ruhige weibliche Stimme hinter dem Strauß sagen.
„Sie sind wunderschön", sagte Rüdiger verlegen und stotternd, er war dermaßen überrascht, dass er kaum in Worten denken konnte „keiner hat mir bisher… etwas Gelbes geschenkt und".
Rüdiger wollte noch etwas hinzufügen, entschied sich aber nach einem kurzen Überlegen dagegen und sein verstummtes „und" blieb dumm in dem Nebel hängen.
Das Mädchen schob ihre lockigen dunkelbraunen Haare von der Stirn und drückte den Strauß Rüdiger energisch in die Hände.
„Hier hast du es", lächelte sie, „du bist in der Tat genauso merkwürdig, wie man es dir ansieht".
Und als sie anschließend ihm so nah herantrat, dass es ihm möglich wurde, all ihre langen Wimpern aufzuzählen und seine Augen in den magischen Kontakt mit den zwei Vollmonden getreten waren, hat Rüdiger verstanden, wo die Quelle der Kälte lag, die er vorhin gespürt hat: Es waren die Augen des Mädchens, stellte er erstaunt fest! Einen solchen Widerspruch hatte Rüdiger bisher noch nicht erlebt – so lebendige und so offenherzig lachende, so ideal runde und aufgeschlossen blickende, enthusiastische und bis zum Rand mit Freude über die Gabe des Beobachtens erfüllte Augen strahlten so massive und durchdringende Kälte aus!
„Du heißt nicht zufällig Titania[2]", fragte Rüdiger vorsichtig und staunte selbst, wieso er jetzt genau auf diesen Namen gekommen war.
„Nein", antwortete das Mädchen nach einer Pause und lachte schließlich laut aber fröhlich auf: „Nein-Nein, lieber Rüdiger, nein, ich komme nicht aus der Welt, die du meinst", lachte sie weiter, „und nein, *Sehender Rüdiger*, mein Name ist auch nicht Ursula. Ein Name ist überhaupt etwas, wie eigentlich so vieles, was dir normallerweise als selbstverständlich erscheint, was ich aber nicht besitze. Ein Name bindet viel zu stark, es schränkt ein und es verhindert allzu oft eine mögliche Wandlung eines Unglücklichen, der einen Namen besitzt… ähm… ich meine, trägt. Denn das Besitzverhältnis ist eben genau umgekehrt. Er verpflichtet zu der, oder genauer gesagt, er erweckt den Eindruck einer Beständigkeit, in beiden Köpfen – in dem des Besitzers und in dem des Betrachters. Dieser Eindruck ist aber so stark, dass die meisten Köpfe ihm leider, leider kampflos und gedemütigt, ohne eine einzige Chance zur freien kreativen Wandlungswilligkeit, zu Füssen fallen. In diesem Sinne ist ein Name wahrlich ein recht primitives aber zugleich sehr effektives Werk des *steingrauen Statisten*, wenn du weißt, wen ich meine – der mit dem Buch aus zwei versteinerten Seiten bestehend, die von einem humorlosen Steinhauer gleich am Anfang zum Sterben langweilig und seelenlos zurecht gemeißelt worden waren. Pfui! Das ist ja, wie eine Leiche im Glas mit Alkohol einlegen", Loona verzog das Gesicht, „Mein Name dagegen ändert sich ständig, denn es entspricht eher einem einzigen Moment, einem winzig kleinen Punkt in der Menge aller möglichen Zustände. So in etwa wie ein unendlich kleiner Punkt auf einer unendlich langen Linie oder auf einem Kreis, oder ganz los gelöst – frei von jeglichen Mitstreitern. Ja – ganz genau, Rüdiger – wie es dir die liebe Frau Ackermann im Geometrieunterricht erzählte!"
Das Mädchen rollte ihre Augen weit nach oben, sodass die Pupillen unter den Augenliedern verschwanden und klimperte mit den Augen – Oh je, die Arme! Auch wenn sie nicht einmal wusste, wovon sie sprach.
Rüdiger seufzte und zögerte. „Ja, *Hörender Rüdiger*? Was hattest du gerade im Sinn?"
„Ich bin mir unsicher… aber dieser, ähm… Gedanke müsse sich doch auch perfekt auf einen anderen Anwendungsbereich übertragen lassen?.. Wenn ich darf?", fragte Rüdiger etwas verloren und blickte dabei auf die dünne nicht sehr kurvige dafür aber mit der weiblichen Präzision sehr schmackhaft und sexy geformte, etwas launisch nach vorne gedrückte Oberlippe des Mädchens, während er ihre Augen im Augenwinkel behielt und auf ihre Reaktion wartete.
„Ich bitte darum, *Vertrauenswürdiger Rüdiger*", erwiderte das Mädchen und trat so nah an ihn heran, dass ihre Nasenspitzen sich fast berührten.

[2]Titania – Elfenkönigin aus Shakespeares „Sommernachtstraum" und 17-te Mond des Planeten Uranus; Ursula – Kammerfrau aus Shakespeares „Viel Lärm um nichts" und Name eines Kraters auf dem Uranus-Mond Titania



August Maria Aisbrandt

Es entstand eine kaum aushaltbare, tiefe und grausame Stille. Die Art der Stille, in der nicht mal der Schlag des eigenen Herzens zu hören ist. Die Stille, in der der summende Aufschrei des Verstandes alles Sonstige durch seine gewaltige gezielte lautstarke Welle erdrückt und zerstört bis es einem physisch übel wird. Der Wald holte tief Atem und der Nebel legte sich nun auf Rüdigers gesamten Körper – er berührte jetzt jeden Mikrometer, jede Zelle seiner Haut, er kroch in seine Nasen- und Ohrenlöcher ein, er befeuchtete seine Augäpfel und krabbelte zwischen die einzelnen Haare auf seinem Schädel, als ob Rüdiger mit einem Satz ins warme Wasser stürzte und ein Gewicht, viel schwerer als seine eigene Körpermaße, ihn in die Tiefe ziehen würde.

„Dann bedeutet das, dass nichts und niemand zu keinem Zeitpunkt wirklich persistent, beständig oder sogar bloß existent ist?! Dann bedeutet das, dass ich mein ganzes Leben lang gar nicht *ich* gewesen bin? Sind das nicht alles völlig voneinander unabhängige, fremde und verschiedene Menschen gewesen? Unendlich viele Menschen, wie unendlich viele Punkte, die mein gesamtes Leben ausmachen. Dieses Kind, das ganz allein im dunklen leeren Zimmer sich unter einer dünnen Wolldecke zu verstecken versucht, ununterbrochen und sehr leise (damit der böse zitternde Schatten des altmodischen Kleiderschrankes es nicht hört und bloß nicht entdeckt) weint und stundenlang darauf wartet, dass das in seinem Leben einzige ihm vertraute Wesen doch bald zurück kommen wird – ja – dieses Kind bin ich gar nicht gewesen – es ist ein ganz anderer Mensch gewesen! Genauso wie dieser Jugendliche, der mit unendlichem Stolz und von Glücksgefühlen erfüllt, seine allererste Armbanduhr mit schmalen Zeigern auf weißem Ziffernblatt und mit einem schwarzen Armband aus echtem Leder auf seinen Arm zieht. Das bin ich auch nicht gewesen! Verstehst du?! Das war alles jeweils ein anderer Mensch! Ein Anderer, ein Fremder, den ich nun einmal kennengelernt und nie wieder getroffen habe… Ich bin es nicht! *Mich* gibt es nicht! Nicht in dieser Form und schon gar nicht in dieser Welt! …"

Rüdiger verstummte. Einen kurzen Moment lang erschien es ihm, als wäre er durch mattes kaltes Licht geblendet worden, welches von den Augen des Mädchens abstrahlte. Aber das musste wohl eine Einbildung als Folge seiner mentalen Überspannung gewesen sein, dachte er. Doch direkt vor seinen Augen, ganz gleich in welche Richtung er schaute, war ein Symbol aus fünf jeweils in einem Punkt gebrochenen Linien zu sehen, das sich in die Netzhaut seiner Augen eingebrannt hatte. Es hatte eine präzise symmetrische Form und sah nach einer vielfachen Strahlenquelle mit den fünf im Raum offenen unendlichen Strahlen, die ihren Anfang jeweils in den Brechpunkten der Linien nahmen. Und wenn man um die fünf Punkte einen Kreis gezogen hätte, so wäre in der Mitte ein eingekreistes Pentagramm entstanden.

Das Mädchen schloss in einer Bestätigungsgeste langsam ihre Augen, drehte sich um und ging los, ohne ein Wort zu sagen. Was Rüdiger nicht sehen konnte, war das erstarrte hochzufriedene Lächeln auf den Lippen der jungen Frau und ihre vor Verwunderung über die Maßen weit aufgerissenen, kühl strahlenden Augen. Ihr sehnlichster Wunsch wurde in diesem Moment geboren, nahm Formen an und fand sein Zuhause und Versteck in der weitesten und intimsten Ecke ihres großen Herzens.

Rüdiger stand still, leer und orientierungslos. Das Atmen fiel ihm schwer, alles drehte sich vor seinen Augen, er konnte nicht fest auf den Beinen stehen und behielt nur mit Mühe das Gleichgewicht. Zum wievielten Mal in seinem Leben er dieses Ereignis (das Wort „Anfall" mied Rüdiger absichtlich voller Überzeugung, dass es nicht die Symptome einer Krankheit seien und dass die „Ereignisse" irgendwann ein Ende nehmen würden) über sich ergehen lassen musste, wusste er nicht. Alles, was er in diesem Moment für wichtig hielt und auf was er sich voller Anstrengung konzentrierte, war die junge Frau und dass er sie in der Zeit *danach* unbedingt wieder sehen will. So tat er seine letzten paar Schritte, die ihm, wie er aus Erfahrung ganz genau wusste, noch übrig blieben, in Richtung des Mädchens und rief so laut, wie es ihm nur möglich war: „Ich liebe dich, Loona!"

Es schien sinnlos, denn der dichte Nebel verschluckte jedes einzelne Wort. Doch auf einmal hielt die junge Frau inne und schaute zurück zu Rüdiger über die Schulter.

„Warum?" fragte sie leise und ängstlich.

„Weil du mich nicht hasst", drückte Rüdiger aus letzter Kraft heraus und fiel in Ohnmacht.

Als Rüdiger seine Augen wieder öffnete, erblickte er das bekannte Lächeln auf dem mittlerweile schon vertrauten lieben Gesicht Loonas. Ihre kühle trockene Hand glitt über seinen Kopf, wuschelte in seinen Haaren herum, teilte sie in vier gleich große Bündel und massierte die Haut und Haarwurzeln, was sich sehr belebend auf Rüdiger auswirkte. Seine Ohren waren immer noch, wie vom Vakuum aufgesaugt, taub und schmerzten. Seine Übelkeit hatte zwar etwas nachgelassen, war aber immer noch stark präsent.

Rüdiger setzte sich zuerst in die Hocke und stand schließlich mühsam auf.

„*Geduldiger Rüdiger*, wenn es dir einfacher fällt, meine Gegenwart an einen konstanten Namen zu binden, so tu es und nenne mich *Loona*", sagte das Mädchen beiläufig, „oder *Die, Die Etwas Gelbes Bringt*", sie lächelte „oder *Der Reimende Biber*. Aber bitte, weder denk' daran, dass der Name deiner Wahl mich charakterisieren wird, noch setze große Hoffnungen darauf, dass jeder Biber, dem du in Zukunft begegnest, dichten wird

Loona legte eine Pause ein und fügte hinzu: „Tja, bei Menschen ist es auch nicht anders – nicht viele erben die ehrenvolle Gabe, die Realität dichtend umformen zu können."

„Biber" wiederholte Rüdiger nachdenklich. „Biber", sagte er nochmal leise und ging vor.

Rüdiger lief langsam und machte sich Gedanken über die Natur des Triebes zur Hirnvergewaltigung, welcher seiner Meinung nach jede Frau wahrlich und ohne Ausnahmen beherrschen und bestimmen sollte. Es gibt solche Gedanken, die wie ein Schatten, hinter einem kaum bemerkbar her trampeln und manchmal (aber immer wieder), wenn das Licht von hinten fällt, plötzlich und in voller Größe auftauchen.

Rüdiger liebte alle Frauen – ohne Frage – er liebte jede von ihnen. Jede einzelne, die er einmal auf der Straße getroffen oder auf einem Bild gesehen hatte. Jede, die er in einem leeren Fahrstuhl gerochen hatte. Und insbesondere all diejenigen, die nur er alleine gekannt hatte, die nur für ihn in seinem eigenen, teils mit psychopathischer teils mit okkultischer Spannung geladenen, Experimentierlabor existierten. Genau diese Damen sorgten in Rüdigers Leben für die tiefsten Zwiespalte und heftigsten Dissonanzen. Doch auch genau mit diesen weiblichen Wesen unvorstellbar schöner Natur und blendend reinen und fein filigranen Charakteren tanzte Rüdiger den Tanz eines überzeugenden Pavians am liebsten, am wildesten und am ausgiebigsten.

Es war nicht das Verständnisproblem, denn Rüdiger war fest davon überzeugt (und es erwies sich mehr als oft bestätigend), dass er die Menschen verstehen, vorhersehen und mit diesem Wissen sogar manipulieren konnte. Sprich, er konnte sich in ihrer Gesellschaft zurechtfinden, sich ihnen anpassen und sich unter ihnen mehr oder weniger erfolgreich verstecken. Nein, das war vielmehr eine Akzeptanzfrage. Sooft er es sich auch einredete und sich zu überzeugen versuchte, gelang es ihm nie, über die Festigkeit der boshaften Absichten und über die Langlebigkeit des verbitterten Hasses der Frauen hinwegzusehen. Er wollte, ja, er konnte sich damit nicht abfinden. Dabei faszinierten ihn ungemein diese blinde Überzeugung und das Ausmaß der Gewalt, die die Frauen über ihre männlichen Opfer ausübten.

„Ist es dort, wo du her kommst, kalt?", fragte Rüdiger, blickte rechts über seine Schulter zu Loona.

„Ja, das ist es manchmal", antwortete sie und legte sorgsam und leise ihre linke Hand in die rechte Hand Rüdigers, „darf ich mich von dir wärmen lassen?", sagte sie mehr bestätigend, als fragend.

„Sicher"erwiderte Rüdiger, während er dieses unverwechselbare, tolle Gefühl einer befriedigend lähmenden Aufregung beim Berühren einer fremden weiblichen Hand erfolglos zu verstecken versuchte.

Lange zweihundertzweiundzwanzig Male hatte der Wald seine tannenbehaarte Brust auf- und abheben lassen, so lange liefen Rüdiger und Loona Hand in Hand durch den Tunnel ihrer intimen, beidseitig restlos akzeptierten Unterhaltung. Sie erforschten sich gegenseitig ausgiebig, lernten den Fluss des Alltagsgedanken des Andren kennen und betasteten sich neugierig voller Freude und Leidenschaft, aber auch mit außerordentlicher Rücksicht auf die verschlossenen Türen zu den persönlichen Schätzen ihres Gegenübers auf der Suche nach Gemeinsamkeiten und Gegensätzen zwischen ihnen, auf der Suche nach Verborgenem und Wunderschönem, auf der Suche nach ihren Strahlungsquellen.

Loona erzählte von den traumhaften gelben Wiesen, die nie aufhörten, frisch und süß duftende gelbe Feldblumen zu gebären und den Zugang zu

ihrem Zuhause in der ohnehin seelen- und grenzenlosen Landschaft sehr zuverlässig zu verstecken.
„Es gibt dort keine einzelnen Seelen", sagte sie, „Alles und Nichts ist Teil eines großen Ganzen, einer einzigen Seele und jedem steht es frei, sich von dieser großen Seele nach Belieben zu bedienen, sich Teile davon auszusuchen, sie zu vermischen und zu verwenden. Dabei ist man sich aber auch jederzeit im Klaren, dass man selbst ein Teil einer großen Seele ist, welcher beliebig in Anspruch genommen werden kann. Aber das solltest du, *Berechnender* Rüdiger, bitte nicht wortwörtlich verstehen."
„Ja-ja, ich weiß, Loona!", lachte er, „das ist nur ein Wort, nur eine Bezeichnung, nur eine Krücke für die noch kranken Verstände, die auf fremde Hilfe angewiesen sind, wie im Übrigen das Sprechen im Gesamten ein, für den gesunden Menschenverstand, zu vernachlässigendes Hilfsmittel ist."
Sie lachten und drückten noch fester ihre zusammengeklammerten Hände. Rüdiger erzählte von seiner Welt und von zeitlichen Abwechslungen, welche diese erfuhr und welche so verdammt regelmäßig kamen, ganz so wie regelmäßig die Stäbchen des Yì Jīng[3] zu Boden fallen.
„Es ist üblich, anzunehmen", sagte Rüdiger, „dass das Es mit dem kalten, dreckigen, ausdruckslosen Grau beginnt. Gefolgt vom stürmisch zerstörerischen, in den Wahn treibenden Blass-Grün, mündet das Es ins grelle farbenlose Licht, das so hell und stark leuchtet, dass man dabei die Augen nur geschlossen halten kann, um nicht blind zu werden. Die Lichtphase verläuft rasend schnell, sodass man davon kaum etwas mitbekommt (und gesehen hat man ja sowieso nichts, da die Augen geschlossen waren), um im goldenen, stillen Absterbe-Braun einzuschlafen, bevor das Es in den nächsten Zyklus mit dem sehr wohl bekannten Ablauf kommt."
Loona erzählte daraufhin von einem uralten unterirdischen Volk[4], welches vor Urzeiten die Welt der Finsternis zugeteilt bekommen und es besiedelt hatte. Rüdiger erzählte über das Volk, das die Welt darüber erbte. Und so ganz unerwartet für die beiden kamen sie schließlich zu der Frage nach einer dritten, heiligen, der verborgenen Welt, der Welt der eigenen Besinnlichkeit, zu der Frage nach der Heilen Welt.
„Was meine Heile Welt ist?", wiederholte Rüdiger Loonas Frage, „hm..."
Er ließ seinen Kopf hängen, sodass ihm seine langen Haare über die Stirn fielen und seine Augen komplett verdeckten.
Sehr lange hielt er inne, bis er schließlich antwortete: „Über einen sehr langen Zeitraum war die Person, die mal ich gewesen ist, fest davon überzeugt, dass genau dieser Teil des eigenen Lebens (dazu gehören wie Taten und Körperteile, so auch Gedanken und Gefühle, Träume und einfach nur metaphysische Energie), den man von sich unwiderruflich abtrennt und selbstlos an die nächste Person verschenkt, genau dieses Teilen und Schenken *Die* Heile Welt ist. Doch diese Person hat sich geirrt! So offensichtlich, wie durchsichtig die Tränen des tauenden Gletschers sind, und so schmerzvoll und ekelhaft, wie das Eindringen eines Fremdkörpers in den Harnkanal, wurde es ihm klar, wie dämlich und verlassen er mit seiner Idee steht und wieviel er damit zerstört hat! Zerstört, vernichtet und verloren... Diese Person war von der Ratlosigkeit erschlagen. Die Erkenntnis, dass seine für ihn so eindeutige, grundlegend wichtige Ansichten in Wirklichkeit keine einzige Seele versteht (geschweige von Teilen), hat ihn so schwer getroffen, dass er sich von nun an überall und zu jeder Zeit nur noch komplett nackt und schutzlos vorfand, ohne die Kraft zu haben, auch einen Gedanken darüber zu machen, sich vor den Angriffen der Außenwelt zu verteidigen. Er verkroch sich in jedes Loch, das er fand, wo auch immer er gewesen ist (wenn er gerade nicht so betrunken war, dass er nicht mehr kriechen konnte). Doch er fand keines, was tief und dunkel genug für ihn wäre. Sein Verstand funktionierte in dieser Zeit einwandfrei, wie ein Schweizer Uhrwerk, und scharf, wie saftiges Schilfgras, und er lernte und klassifizierte seine Umwelt genauestens, während er aus seinen Löchern erstaunt nach draußen blickte. Und er wunderte sich nur einige wenige Male, wenn er nicht die direkten Absichten eines Fremden sah, sein Loch mit dreckigem Wasser zu fluten und einen vollen Sack Carbid-Steine darein zu entleeren, oder ihn auf eine andere Art und Weise zu quälen, weißt du, Loona, in dieser Hinsicht ist die Umwelt recht einfallsreich. Und da hat er verstanden, was die Welt um ihn herum regiert – die panische Feigheit, die ihr zitterndes Ja-Wort der manischen Selbstverliebtheit gegeben hat – die gefährlichste und gemeinste aller Zeitbomben."
Wie es weitergeht? Lesen Sie den zweiten Teil in unserer nächsten Ausgabe!

[3] Klassischer chinesischer Text „Buch der Wandlungen" („Yì Jīng") – 64 Figuren in Form von Hexagrammen werden Sprüche zugeordnet; eine Kombination (ein Hexagramm) kann mit 6 Stäbchen (oder Münzen) zufällig aufgestellt und anschließend gedeutet werden
[4] Das Volk Síde (oder auch Sidhe) – nach der irischen Mythologie lebt dieses in einer unterirdischen Parallelwelt

Unter dem Pseudonym **August Maria Aisbrandt** wurden vom Berliner Autor Roman Keller seine Versuche zur Erforschung der inneren Welten eines Menschen dokumentiert. Die ersten Schritte auf dieser Reise unternahm A.M. Aisbrandt mit dem Sammelband seiner lyrischen Werke, die teils in deutscher und teils in englischer Sprache geschrieben wurden. In der Novelle „Rüdiger und Die Heile Welt" begibt sich der Autor nun einmal mehr auf die kompromisslose Suche nach Ursachen einer seelischen Instabilität eines Individuums. Er tastet sich an die (Be-)Deutung eines ausgewogenen, ja vielleicht eines vollkommenen psychologischen Zustandes, welchen er als „Die Heile Welt" bezeichnet, um dann einen Versuch zur Heilung der Hauptfigur der Novelle zu unternehmen. Lesen Sie selbst, ob es dem Autor in Rolle von Rüdiger gelingen wird.
Roman Keller (38) lebt und arbeitet in Berlin. Diplom-Informatiker von Beruf und Familienvater, widmet er sich als solcher neben den Alltagsverpflichtungen leidenschaftlich dem Lesen und dem Schreiben in den deutschen, russischen und englischen Sprachen.

Aufruf der **eXperimenta**-Mitarbeiter(innen)

Die **eXperimenta** ist auf dem eigenen Portal (kostenlos) abrufbar. Obgleich im Augenblick wie in all den Jahren zuvor sieben Redakteure(innen) und Korrespondent(innen) jeden Monat völlig unentgeltlich an der redaktionellen Herstellung der **eXperimenta** arbeiten, entstehen Kosten, die wir selbst tragen. Zum Beispiel bei der Erstellung des Layouts oder den Onlinearbeiten, damit Sie die **eXperimenta** rechtzeitig abrufen können.
Deshalb bitten wir um Ihre Solidarität, die sich darin ausdrücken kann, dass Sie für den regelmäßigen Bezug unserer Online-Zeitschrift einmal jährlich Euro 24,- (oder gern auch mehr) auf das INKAS-Konto überweisen (siehe unten). Natürlich ist die **eXperimenta** weiterhin kostenlos zu lesen. Doch wir bauen auf viele solidarische Leser(innen) und freuen uns auf Ihre zahlreichen Solidaritätsspenden.
Ergänzend wollen wir den Anzeigenbereich ausbauen. Gerne nehmen wir Ihre Anzeige in unser Magazin auf. Auf Anfrage senden wir Ihnen unsere Mediadaten zu.

Kontonummer und Verwendungszweck:
ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V., Mainzer Volksbank
IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18
BIC: MVBMDE55

Gabi Kremeskötter 2016

Gabi Kremeskötter 2016

D e m e n z w e l t

Franziska Schmetz

Ab t, ver ken in ihre eigneWelt.
ge ch sun
tau

So sitzt sie in einem kleinen Sessel

am r
un en
d

Tisch mit leeeeerem Blick indenRaum.
Jeder der den Raum b e t r i t t

wird fre lich mit einem Lä ln begrüßt,
und che

auch wenn sienichtweiß wer der jenige ist.

E M P A T H I E, nurdie, nurdie
E M P A T H I E zählt noch.

Wissen wer derjenige ist, schonlangeNICHTmehr.
tutsietutsietutsie

Die EMPATHIE, sieistda, istda oder nichtnicht.
Über das Gefühl verstehen_verstehen, ja v e r s t e h e n.

Erinnerungen verblassen, neuesdirektvergessen. Die
Vergangenheit ist noch präsent. Wielangenoch, kannkeinersagen, keiner sagen.

Stimmt m a n ein L i e d aus ihren Kindertagen an,
ja dann dann singt sie
noch **kräftig** mit; zumindest an manchen Tagen.
Auch das hat nachgelassen.

W e g, v eeer schwuuu n den, aaauuuusgelöööööscht,
die InformationenundErinnerungen.

Immer öfters braucht sie Hilfestellung beim Essen.
Die Gabel zumMund und indenMund wirdimmer schwieriger fürsie.

Ver
gessen, weg,
nicht mehr vorhanden,
wie man das macht.

Es scheint sie nichtnicht nicht weiter zu stören.

InihrerWelt, nicht wichtig,
nicht w i c h t i g
n i c h t wichtig
nicht relevantrelvant.

Sie lä lt und grüßt fre lich
che und wenn jemand den Raum b e t r i t t.

Franziska Schmetz, 1976 in Köln geboren, arbeitet als Informatikerin. Sie begann mit 16 Jahren Gedichte und Texte zu schreiben. Ein Schreibseminar bei Rüdiger Heins in Himmerod 2014 gab ihr den Mut, andere an ihren Gedichten und Texten teilhaben zu lassen. Seit Mai 2016 ist sie Redakteurin bei der **eXperimenta**.

Aufruf der **eXperimenta**-Redaktion

Wir suchen dringen engagierte Mitarbeiter(innen), die Werbung für die **eXperimenta** machen.
Aufgabenbereiche sind:

- Anzeigenakquise (20% Provision)
- Soziale Netzwerke pflegen (Facebook, Twitter, Newsmax)
- Betreuung einer Crowdfunding-Aktion

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann greifen Sie direkt zum Telefon: 06721/ 921 060 oder schreiben Sie an **redaktion@experimenta.de**

Gabi Kremeskötter 2016

Gabi Kremeskötter 2016

Wolfgang Mach

Fettnäpfchen

So ein Mist
sage ich zum Käfer
und trete in ein Fettnäpfchen
denn es ist ein Mistkäfer

möchte es wieder gut machen
stammle was von Skarabäus
nenne ihn Glücksbringer
und göttlich

zu spät
der Pillendreher
verdrückt sich
mit einer Kugel
Dung

Der Leuchtturm hat geschlafen

als die Flaschenpost gestrandet ist
am Uferweg der Gezeiten

Während Wolken auf den Wellen tanzten
und sich Wetterleuchten in der Takelage verirrte
verlor der morsche Blick die Nebelbank

Eine Sandburg kämpft verzweifelt
gegen Flut und Strömung
gibt sich hin in Sand und Muscheln

Dann im Zwielicht des Morgens
treibt eine einsame Buddel
zwischen Anker und Korallen

Die Nachricht verfließt als Strandgut
in der Brandung

Homs

Flaches Licht bannt Schattenbilder
an zerstörte Wände
Balkone gähnen aus rauchenden Ruinen
Fragende Strukturen sterben in Erinnerungen
stolpern über Trümmer
An den Randzonen, verbranntes Leben
Verzweifelte leere Blicke
hinter lautlosen Fugen
Am Horizont detoniert ein Sprengkörper
geschmiedete Töne des Schreckens
Im Wind flattert Angst
Schreiendes Blut steht in Pfützen
hoffnungslose Fragmente fliehen gen Himmel
Schüsse versiegen durch ausgebrannte Wohnungen
In Wolken genagelte Verzweiflung
blickt auf Gräben des Grauens
auf verlassene Häuserschluchten
Fiebergraue Mauern flüstern
von vergangenen Tagen
Flügel entschweben ins Nirwana
Inschallah

Wolfgang Mach, geboren 1946 in Ludwigsburg, lebt seit 1973 in Bad Waldsee, Oberschwaben. Er lernte Drucker, studierte Werbung und Verlagsherstellung an der Ingenieurschule für Druck in Stuttgart. War tätig als Werbeleiter, Chefredakteur und leitete 30 Jahre erfolgreich die eigene Werbeagentur.
Seit 2014 Privatier und die Liebe zur Lyrik neu entdeckt.

LYRIK

Gabi Kremeskötter 2016

HinterHaus

Gabi Kremeskötter 2016

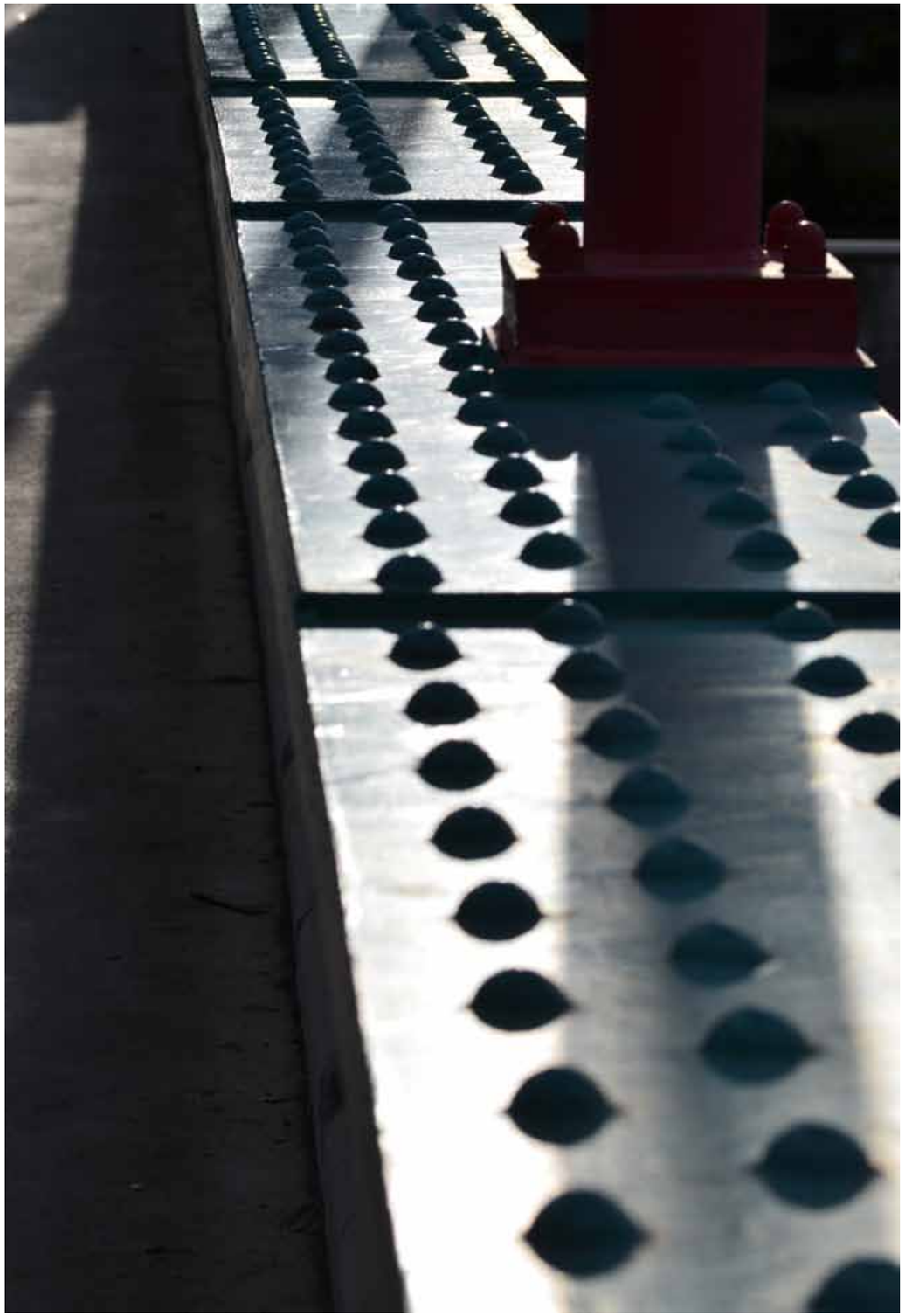
Eine Art Elegie (September 2015)

Manuel Brenner

Ich bleibe zurück um Gedächtnis zu hüten
Als stolzer erneuerter Wille aus sterbender Brust stark und selig mir strömt
Bleibst du noch da um uns zu behüten?
Ein Wächter der Tore der Zeit und der Torheit
Der blind und in zeitloser Ewigkeit
Vergangenheit trinkt nicht vergisst
Wie es kam dass die Milde des Taus deines Blickes
mein eisernes Denken verrosten ließ
dass zu Dröhnen die leisesten Worte mir wurden
solange nur du sie mir sprachst.
Verloren zu sein in der Hoffnung die ewig du trägst
Dass ein Bleiben dort sei wo nur atemlos Hitze und Schweiß
dich erwarten und Tränen wenn Fleiß
und bewegendster Kampf zu so wenig mir werden, zu nichts
Du abwendest den Kopf diesen heiligen Kopf dein Geheimnis:
deine eigene, atmende Welt.
Als ein Engel dich rief, ein Gedanke
Da blühtest du auf, da sahst du es wohl, als sie ging
nicht mehr wiederkam als die andere Welt sie verschluckte
Als die andere Welt sie verliebte da sah er sehr wohl
Dass es gut war dieser Mann der ich sein soll
da sah er sehr wohl dass es ging doch er blieb nicht er ging.
Ich erstickte an plötzlicher Hoffnung, ich verleugnete mich
Ich floss wie das schmelzende Wasser seine Härte vergisst
Zurück in den Schoß deines Traumes
In die innige Kraft unseres Schmerzes
In geborgene Traurigkeit die wir teilen in mir
Die alleine ich teile mit der Leere der Luft meines Atems
auf dass ein Vogel sie nähme und trüge ans Ende der Welt.
Kämst du dann geeilt um ein Wort mir zu sprechen
Zerbrechlich und voller Geheimnis
Aus verborgener Mitte dich selbst überraschend, als tröstender Gott:
So wird meine Seele gesund?
Vermögest vielleicht, doch dein Kopf deine eigene, atmende Welt
Verhindern es uns, und wir bleiben uns fremd und dein Mund
Spricht in stechenden flammenden Zungen
Die Süße der Lippen verzerrt.
Kämst du denn geeilt, wenn wirklich du sähest,
Nicht alle geeilt, gemeinsam zu lösen, wenn Blick unverstellt von
der Not und der Vielzahl an Wollen und Müssen
Von dem Schäumen des menschlichen Meeres
Ach wir Wellen und Kronen und Täler
So selten nur ruhender Glanz, der ruhende Glanz
als der wir gemeinsam der Himmel und Sterne
Getreuestes Abbild wir könnten es tatsächlich sein!
Wenn Klage zu Flüstern verklingt.

Wir können es tatsächlich sein
ihr einsamen, sehnenden Brüder
Ihr Söhne der Welt die die Worte nicht finden
Beschwörend die Stille
Die ihr bräuchtet den tröstenden Kuss
Vergesst mir vergebt mir dass ich euch verriet
und einsam zurückließ an felsiger Klippe
Dass ich euch verließ um als Niemand
euch weise belächelnd
in Frieden zu baden
Vergebt mir vergebt ihr die leise euch schuf
Die euch rief euch verstieß
Vergebt diesem herrlichen Kind,
Verzeiht unser Lachen, vergesst unseren Traum
Verliert uns und lebt
Verliert euch und lebt.
Und lebt unser Neues, gemeinsames Neues
Weint lang wenn ihr müsst, lacht laut wenn ihr könnt
Vergebt euch die langen Geschichten und
Dichtung der
Welt unseres Hasses und Gottsinfonie
Lacht tausendgedacht, Millionengedachte,
lasst Worte sich reden und denken
bis heimkehrt ein Alter, der unsicher blickt,
wo Hafen noch ist und ob Meer das er segelt
den Willen zur Ankunft vergisst.
Denn Sorge ist nirgends
wenn Leere sich füllt
mit den Gesten des Lebens
und Bildern die niemand versteht
als der Mensch der sie sein kann
und ohne zu wirken ein Anderer ist.
Denn Bleiben ist nirgends
wenn zärtlich und voll deine Sonne
den Mond übersteigt und der Mond
friedlich ruht weil die Rückkehr
schon freudig erwartet!

rowohlt



Gabi Kremeskötter 2016

Wir lassen es los diesen
Hauch diese Faust und wie sicher wir sind
Und wie sicher wir sind...
Bis er kommt um erneut uns zu strafen
Unsere Größe zerdrückt
unsere Schwäche genießt
unsere Freuden vergisst.
Ach wir glaubten uns sicher,
Wie weit wir uns selbst hoffend dachten!
Wir schwammen nur weiter hinaus.
Das Ufer ist weg.
Die Welt tanzt Vollzug
und der Wille ist klein
noch verständlich zu sein
weil Lüge es sein muss
gebrochenes Wort.
Wir zimmern mit Worten den Sarg
den wir brauchen um wehmütig Höhe zu spüren
in seligem Flug da der Flug
ohne Enge nur halber Flug ist.
Wir malen das Bild unseres Lebens
mit blutigem Pinsel
und die Farben sind voll
wie noch nie da wir malen mit Allem
und wissen um Nichts.
Ja das Sein und die Luft jener
Nachtwandelwelt
die Du bist
wenn du rufst ohne Grund
mir verborgen bleibst
Mich ergreifst mit dem
Wind deiner Ferne
Halt mich fest und verlasse mich du
Wie der Herbst seine Blätter verwirft.
Die wir saßen zu zweit
und der luftige Austausch verriet mich
der Wahn und das Hoffen sie schufen sich
selbst ihre Samen gestreut von dem blinden
Verlangen des wollenden Geistes.
Wie du jetzt zerbrichst
ist ein Mahnmal der Schwäche
und ich treibe dahin weil ich brauchte
und ablassen muss,
Es Größe nicht gibt
Es das alles nicht gibt.
Wenn du blickst wie der Alltag
und lachst wie ein Witz
Bist noch schwerer zu tragen
Unmöglich zu tragen
dein Schweben dein Glück

dein ewig erinnerter Blick.
Doch drück ich es weg,
Ich schiebe es weg
und plötzlich ist klar:
Es Alles doch gibt!
Es Größe noch gibt.
Gesetzt nicht in dir
nicht für mich
nicht im Hier
nicht im Jetzt
Irgendwo
vielleicht noch
irgendwann irgendwann
Geduld trägt uns fort
und der Zauber des Neuen.
So vergebt mir vergebt ihr die leise euch schuf
Die euch rief euch verstieß
Vergebt diesem herrlichen Kind,
Verzeiht unser Lachen, vergesst unseren Traum
Verliert euch und lebt
Verliert uns und lebt.

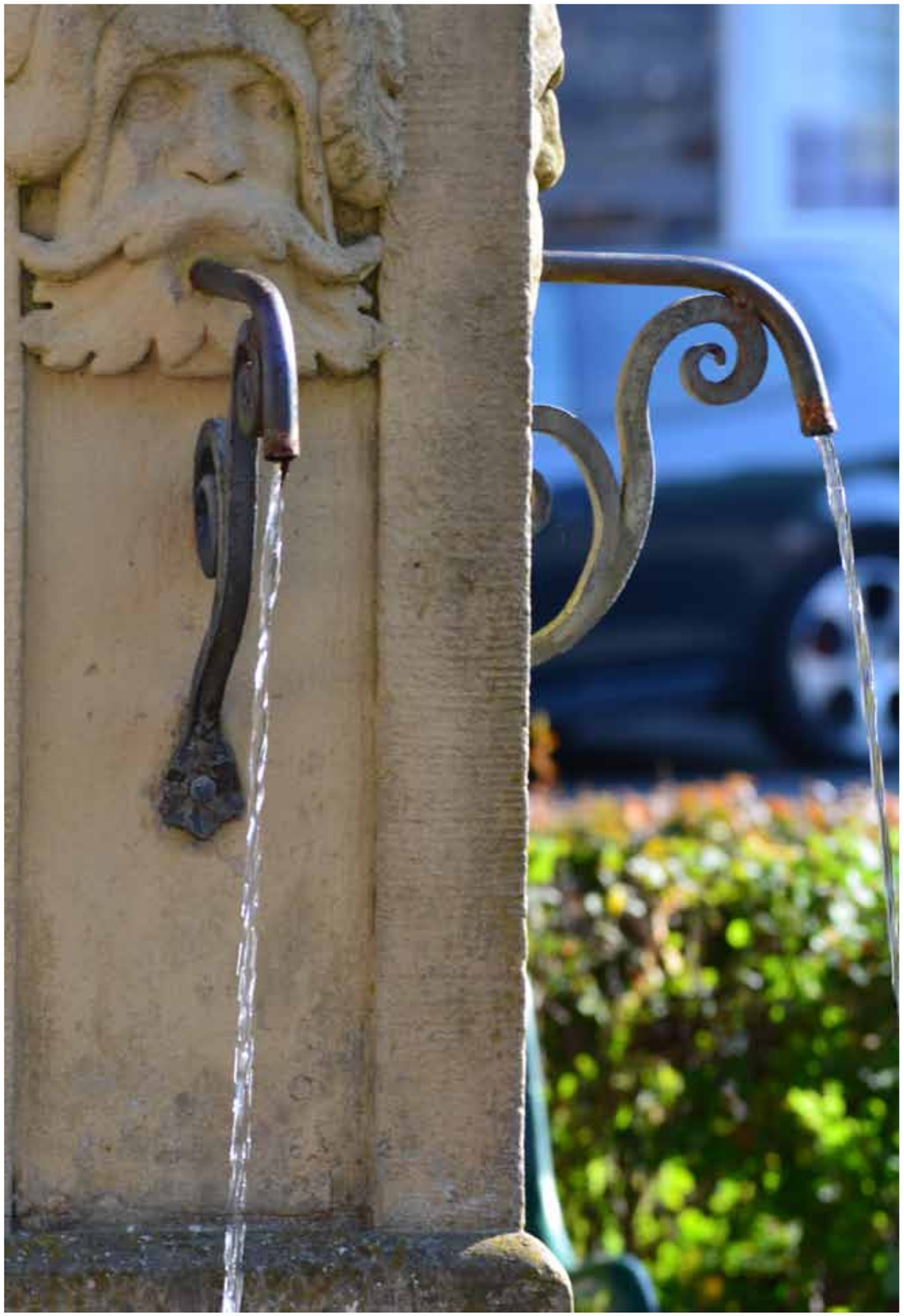
Manuel Brenner, geboren 1995, studiert in Heidelberg Physik und Philosophie im Master.
Als Gegenpol zu seiner wissenschaftlichen Tätigkeit hegt er großes Interesse an Musik, Literatur und östlicher Spiritualität.
Zentrales Motiv seiner Kunst ist, der Versuch der Verschmelzung verschiedenster, auf den ersten Blick unvereinbar wirkender Denkansätze.
Neben dem Verfassen von Gedichten und zwei Büchern produziert er mit seinem Soloprojekt Ease and Composure elektronische Musik.

Die **eXperimenta** ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Romanschreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.
Die **eXperimenta** hat ca. 20.000 Leser im Web, die regelmäßig die Beiträge lesen. Man kann sie sich auch als gedrucktes Exemplar bestellen.
Die **eXperimenta** ist ein kostenloses Online-Magazin und daher für „kulturelle Werbung"
bestens geeignet. Mit Ihrer Anzeige unterstützen Sie das Redaktionsteam bei der Suche nach guten Beiträgen und erreichen vor allem die Interessenten Ihrer Anliegen.

Wir heißen Sie als **Anzeigenkunden herzlich willkommen**.

Ihre **eXperimenta**-Redaktion

PS: Die aktuelle **eXperimenta** findet sich unter www.experimenta.de



Gabi Kremeskötter 2016

Der Klassiker

Paul Heyse (1830-1914)

Epilog

Nur mit flinkem Stift umschrieben,
Angetuscht mit leichten Tönen,
Kaum ein Umriß ist geblieben
All des farbenkräftig Schönen.

Und vorbei noch schattenhafter
Wird euch die Staffage gleiten,
Ein im Schlendern aufgeraffter
Haufe schlichter Menschlichkeiten.

Doch des Malers Bild - gleich jenen
Schwindet's bald ins Ungewisse.
Sollten sich unsterblich wähnen
Eines Schattens Schattenrisse?

eXperimenta
Herbst 16/
Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

statisti
en. Ich denke be
n beim ersten Mal
eiten Mal knapp rechts
ergäbe das einen toten
en Jäger, der an einem Has
bei schoss und beim zweite
atistischen Durchschnitt ergä
denke bei **Statistik** an den Jäg
ersten Mal knapp links vorbei
knapp rechts vorbei. Im statisti
einen toten Hasen. Ich denke bei **Statistik** an den Jäger, der an
einem Hasen beim ersten Mal knapp links vorbei schoss und
beim zweiten Mal knapp rechts vorbei. Im statistischen Durch
chnitt ergäbe das einen toten Hasen. Ich denke bei **Statisti**
den Jäger, der an einem Hasen beim ersten Mal knapp lir
bei schoss und beim zweiten Mal knapp rechts vorbe
ischen Durchschnitt ergäbe das einen toten Hase
ei **Statistik** an den Jäger, der an einem Has
knapp links vorbei schoss und beim z
rbei. Im statistischen Durchsch
denke bei **Statisti**

Sahra Lisa Wierich,Weltstatistiktag, Kalender-Buchwissenschaften 1617

Oktober, n = 31

INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben www.inkas-institut.de

Gabi Kremeskötter: Impressionen Juli 2016

Gabi Kremeskötter 2016

Einführung in die Kunst / Dieser John Lennon

Roman Wallat

„Hast Du alles eingepackt, Ville? Hast du deine Schuhe wieder eingesteckt?"
Ich nicke.
Meine Ma, in oranger Cordhose, wirft mir einen gouvernantenmäßigen Blick zu: „und wie war's?"
„Gut."
„Hast du ein Tor geschossen?"
Ich sage nichts und werfe die Sporttasche in den geöffneten Kofferraum. Na klar, habe ich ein Tor geschossen, aber sie hat einfach nur so gefragt.
Meine Ma blickt mich an, überlegt kurz, ob es dazu etwas zu sagen gibt, dann sagt sie: „Wir holen jetzt noch Sören vom Zug ab. Sören war mit der Schule im Kino."
Ich nicke.
Meine Ma startet den Wagen, fährt rückwärts aus der Parklücke und dreht das Autoradio an. Ich blicke aus dem Autofenster, die Schatten der Bäume werden länger, es ist noch warm, aber es wird bald Abend. Der Wagen knirscht über den Schotter des Parkplatzes, und plötzlich höre ich die Musik aus dem Radio. Ein schwebendes Klavier. Dazu eine Stimme, die ich noch nie gehört habe. Ich habe schon einiges gehört, Duran Duran, Depeche Mode, Bruce Springsteen, aber so etwas noch nie. Das klingt, das klingt… huh… ich werde still und mir wird anders. Wie aus dem Himmel. Wie direkt aus dem Himmel kommen die Töne angeschwebt!
Meine Ma schaut nach vorne, hat ihre weiße Sonnenbrille auf. Das Klavier dreht eine neue Kurve, und ich schaue aus dem Fenster, blicke auf die Kornfelder, in der Ferne der Wald, darüber ein paar rötliche, fliegende Wolken, irgendwo da drinnen die Sonne, alles bewegt sich, wir fahren Auto.
„Ma, wer ist das?"
„Gefällt's dir, Ville?"
Meine Ma blickt in den Rückspiegel.
Ich zucke mit den Schultern.
„Das ist John Lennon."
„Wer bitte?"
Meine Ma erzählt, dass John bei den Beatles war und was er noch so trieb. Dann schweigt sie wieder. Ich habe sie nicht wirklich verstanden, vielleicht habe ich ihr auch nicht zugehört, aber ich höre diese Musik, höre diese sphärische Musik und bin vollkommen baff, dass es so etwas geben kann. Ich wäre nie darauf gekommen, dass es so etwas gibt!
Als wir am Bahnhof ankommen, steht der Zug schon auf dem Gleis. Sörens gesamte Klasse wimmelt auf dem Bahnsteig herum. Meine Ma sagt zu mir: „Wir haben noch Nudeln heute Abend", dann springt sie aus dem Wagen. Ich bleibe allein im Auto, das Radio läuft nicht mehr, aber ich höre immer noch diese Musik, ich höre immer noch diese zauberhafte Musik.

Roman Wallat, geboren 1974, studierte Philosophie und Germanistik an der Leibniz Universität Hannover. Ein Auslandsaufenthalt führte ihn nach Como, Italien, wo er u.a. als Strandarbeiter tätig war. Er schrieb Plattenkritiken für die Musikzeitschrift *Visions* und in den Jahren 2001 bis 2004 einen bislang unveröffentlichten existenzialistischen Roman. Der vorliegende Text „Dieser John Lennon" ist ein Ausschnitt aus seinem aktuell entstehenden Roman, der den Arbeitstitel *Tango Rosario* trägt.

Tagtraumnotizen

Peter Paul Wiplinger
Neuerscheinung 2016

das leben ein traum das träumen im wachsein das träumen im schlaf träumen am tag und bei nacht das aufwachen aus den träumen das hineingleiten in die träume im wachsein oder im schlaf erinnerungsbilder tauchen auf am tag und in der nacht gegenwartsbilder nimmst du wahr machst notizen von wahrgenommenen berichten aus zeitungen aus den nachrichten im fernsehen tage und nächte danach noch erinnerungsbilder erinnerungssätze satzfragmente kindheit taucht auf in der gegenwart du kippst heraus aus der jetztzeit hinein in ein anderes geschehen in einen tagtraum bei gleichzeitiger anwesenheit an dem ort und in der zeit da das traumgeschehen abläuft irgendwo in deinem traumgedächtnis in deiner wahrnehmungswelt das gegenwärtige die vergangenheit dieses damals und dort dieses hiersein und jetzt stets nur eine schmale grenze dazwischen kaum wahrnehmbar oder sogleich wieder verschwunden zwischen wirklichkeit und traum bilder und spuren führen zu den ereignissen und ereignisse hinterlassen spuren am tag und im traum

Der österreichische Schriftsteller Peter Paul Wiplinger ordnet sich in seinen Tagtraumnotizen und Venezianischen Notizen keiner wie immer gearteten literarischen Erwartungshaltung und Dramaturgie mehr unter, sondern erzählt in dieser Form der Textierung von seiner realen Erlebniswelt, die bei den Venezianischen Notizen aus der unmittelbar erlebten Alltagswirklichkeit resultiert und in den Tagtraumnotizen aus einer Erinnerungswelt, die kaleidoskopartig aus Erinnerungsbildern von frühester Kindheit bis in das Jetzt reicht. Die Texte leben von einer assoziativen Bilderwelt, wobei sich die Bilder in einem eigenen und eigenwilligen Erzählduktus aneinanderreihen und in ihrer Gesamtheit doch eine Einheit bilden.

Peter Paul Wiplinger - Frankl Adolf
KZ-Selbstbildnis Wiplinger-Foto

Tagtraumnotizen von Peter Paul Wiplinger

Rezension von Elisabeth Schawerda

Es geht in dem neuen Buch von Peter Paul Wiplinger nicht um Träume, diese oft wirren surrealen Gebilde, die uns im Schlaf heimsuchen, und die wir manchmal deuten können, oft aber nicht. Es geht um Gedanken, die man von der Leine lässt, die man durch keine bewusste Konzentration zu einem Ziel zwingt. Gedanken – und wann denkt man nicht? – reihen sich aneinander, machen Sprünge von Ort zu Ort und in der Zeit, stöbern Erinnerungen glasklar auf, quälend und unabweisbar, aber oft auch schön wie ein mit allen Sinnen genossenes Glück. „immer ist diese erinnerungswirklichkeit zwischen mir und dem vergessen aber auch zwischen mir und dem nicht vergessen können angesiedelt". Die Assoziationen folgen aufeinander, von einer inneren Energie angetrieben. Die Welt der Kindheit in ihren beiden Atmosphären, Zwang und Strenge einerseits und Geborgenheit andererseits, taucht in vielerlei Facetten auf: Das persönliche Erleben und der Zeitgeist von damals und längst verschwundene Traditionen, die aufzuschreiben verdienstvoll ist. Aber es ist kein Versinken in der Vergangenheit, der Autor sieht sich nicht nur in einem „vergangenheitsspiegel", die Gegenwart drängt sich ebenso unabweisbar in den Gedankenfluss. „da sitze ich nun mit meinen fünfundsiebzig jahren und sehe die bilder meiner kindheit in mir und fühle plötzlich und immer wieder eine mir sonst unbekannte traurigkeit in mir aufsteigen weil alles so unlebendig geworden ist und so tot ein ausgestorbener ort." Über diesen Ort der Kindheit mit den Eltern und den Geschwistern hinaus laufen die Gedanken in die Welt, nach Rom, nach Venedig… Aber sie schwelgen nicht nur in der Schönheit dieser und anderer Städte. Wiplinger war immer ein politisch denkender Mensch mit leidenschaftlicher Anteilnahme am Schicksal der Völker. Kein Problem – Arbeitslosigkeit, Flüchtlingselend, Kinderschicksal – lässt ihn kalt. Alles dies belagert seine Gedanken. Im Krieg geboren, in der Nachkriegszeit aufgewachsen, war er von Anfang an sensibilisiert für Leid und Unrecht. Als Kind litt er an seiner Unangepasstheit, aber genau diese ist es, die ihn die Welt in ihren Problemen so präzise sehen lässt.
Formal ist das Buch in keine Kategorie einzuordnen. Gemäß den unentwegt fließenden Gedanken hat der Text weder Punkt noch Beistrich. Inhaltlich bietet er eine große Fülle an Erlebnissen, Stimmungsbildern von Landschaft und Natur, Betrachtungen und Erkenntnissen, und dennoch „alles ist bruchstück nur der tod ist ein ganzes."

Peter Paul Wiplinger: TAGTRAUMNOTIZEN
ISBN 978-3-85409-678-8
180 Seiten
Euro 19,80
Löcker Verlag Wien

Ankündigung

Die nächste Ausgabe der **eXperimenta** erscheint aufgrund des verspäteten Erscheinens dieser Ausgabe zum Thema **NestBruch / EinGelebt** als Doppelausgabe erst Mitte November unter anderem mit diesen Beiträgen:

- Illustrationen von Günter Król
- Gedanken eines syrischen Christen Willie Benzen
- Neuübertragung von T. S. Eliots The Waste Land B.S.Orthau Teil Eins
- Die Berliner Mauer aus chinesischer Sicht Xu Pei
- Niedergeführt Jutta Rülander
- Weitere Lyrik Wolfgang Mach
- Dirk Breitenbach im Interview
- NestBruch Traude Veran
- Schachteltexte Peter Paul Wiplinger
- Haben oder Sein Christopher Kerkovius
- Die Geburt der Neonovelle – Rezension von Gabi Kremeskötter zu Hiob 2.0 von Philip J. Dingeldey

Hinweis:
Gern wollen wir der Textgattung HAIKU mehr Raum widmen und rufen daher unsere Leser(innen) auf, diesbezüglich eigene Gedichte einzusenden.

Themenvorschau:

- **Dezember:** ScheinHeilig

Wer hat Ideen und Themenvorschläge für 2017? Bitte immer her damit!

Autoren und Autorinnen können gerne Beiträge für die kommenden Ausgaben einsenden. Ihre Texte sind uns willkommen!
Eingesendet werden können auch Texte, die unabhängig vom jeweiligen Schwerpunktthema sind.

Wir veröffentlichen

- Moderne Lyrik, Haiku, Senryu, aber auch klassische Dichtkunst.
- Prosatexte als Short Storys, Minidramen usw., pro Autor maximal 5 Seiten.

Außerdem suchen wir:

- Fachartikel zum kreativen- und literarischen Schreiben
- Essays, die sich mit einem Thema in ungewöhnlicher Weise auseinandersetzen.
- Beiträge und Reportagen über den Schreiballtag eines Autors oder einer Autorin.
- Erfahrungsberichte bei der Verlagssuche
- Beiträge rund um das Thema Musik

Die **eXperimenta**-Redaktion sucht auch immer wieder Bildende Künstler(innen) und Fotograf(inn)en für die Illustration unserer Ausgaben.
Beiträge per E-Mail senden an: redaktion@eXperimenta.de

Wir freuen uns auf Ihre Einsendungen!
Gabi Kremeskötter (Chefredakteurin)

eXperimenta

Männer sind was sie sind

Rezension - „Ein Mann namens Ove“
Gabi Kremeskötter

Was ist eine gute Geschichte? Wenn sie fesselt, dich mitnimmt, das Buch erst wieder zur Seite legen lässt, wenn du arbeiten, schlafen oder sonst eines der lästigen notwendigen Bedürfnisse erledigen musst.
„Kennst du das Buch Ein Mann namens Ove?“, fragte mich kürzlich ein Freund, der viel und ständig liest, also ganz andere freie Kapazitäten hat als ich. Ist das der Grund, dass ich erst jetzt auf diese Geschichte aufmerksam wurde? Sie liegt inzwischen in der fünften Auflage vor, da hat der Fischer-Verlag ein gutes Näschen gehabt!
Per Post flattert das Taschenbuch mit seinen über 360 Seiten wenige Tage später mit einem kurzen Kommentar ins Haus. „Bücher hinterlassen Spuren“: Die Bleistift-Widmung meines edlen Spenders.
Jetzt erst recht neugierig geworden, denn was wiegt schwerer als eine persönliche Empfehlung?, nutze ich meinen frühen Feierabend.
„Es ist eine Geschichte zum Lachen und Weinen“, weiß ich noch aus unserem kurzen Gespräch und steige ein.
Ove, 59 Jahre alt. Als ich das erste Mal seinen Namen lese, ziehe ich das O skandinavisch lang, fast wie ein OU. Nach einer kurzen Einführung sehe ich ihn vor mir: ein Miesepeter mit festen Prinzipien, äußerst streitbar und festgefahren. Seine Widerworte schwer zu widerlegen. Sympathisch ist er mir nicht, wirklich unsympathisch allerdings auch nicht. Da ist etwas, das mich über ihn schmunzeln lässt: Er nervt, aber hat er nicht insgeheim recht? Sein Tag ist durchstrukturiert, folgt klaren Regeln, hat ein bisschen was von „und täglich grüßt das Murmeltier“. Nur nicht komisch wie bei Bill Murray. Denn hier geht es nicht um einen arroganten, zynischen, unleidlichen Meteorologen in einer Zeitschleife, sondern um Ove, der sehr selbstbestimmt seinen Tag gestaltet.
„Männer sind was sie sind, weil sie Dinge tun. Nicht weil sie Dinge sagen.“ Danach lebt Ove, doch in seinem Leben geht es nicht um ihn.
Das ist womöglich die Kernaussage des schwedischen Autors Fredrik Backman: Wenn doch nur ein Jeder und eine Jede sich etwas weniger wichtig nähme, seinen Fokus auf „das was Recht ist“ und ein wenig weniger Egoismus an den Tag läge, könnten aus zerstrittenen Nachbarn, früheren und neuen Freunden neue Gemeinschaften erwachsen.
Natürlich ist das ein langer Weg, den Ove da gehen muss in seiner Reihenhaussiedlung, die er vor über 45 Jahren zusammen mit seiner frisch angetrauten Sonja bezog. Er ist ein Macher, einer der nicht redet und lamentiert, sondern wortkarg aber effektiv dort anpackt, wo es nötig ist. Kein Akademiker, viel mehr Einer, der durch „machen“ und „versuchen“ lernt. Alles, was wichtig ist, für sein Leben. Authentisch von der Haarspitze bis zur Fußsohle, seinen Prinzipien unerbittlich treu, streitbar bis aufs Blut, wenn er sich oder einen geliebten Menschen ins Unrecht gesetzt sieht.
Und er muss kämpfen in seinem Leben. Ohne Mutter aufgewachsen mit einem wortkargen, aber ehrlichen, treuen und geschätzten Vater, der für Oves handwerkliche Interessen den Grundstein legt. Leider viel zu früh stirbt: Mit 16 Jahren muss Ove sein Leben in die eigenen Hände nehmen. Wird gemobbt und betrogen, lebt dennoch den Grundsatz seines Vaters, „nicht zu den Leuten zu gehören, die über andere reden“, in Stein gemeißelt bis zur Selbstaufgabe.
Und dann tritt Sonja in sein Leben. Aus Schwarz-Weiß wird Farbe. Ove verliebt sich mit einer Klarheit, Unabänderlichkeit und Hingabe, der sie sich nur ergeben kann: Sonja, belesen, fröhlich, gesellig, das genaue Gegenteil von ihm. Von da an für die nächsten 45 Jahre ist sie sein Ein und Alles. Ihr Finger an der Innenseite seiner gekrümmten Hand, ihre Nase beim Einschlafen unter seinem Schlüsselbein. Streitbar auch mit ihr, seine Hände in den Hosentaschen, während sie tanzt. Doch Sonja sieht in ihm das was er ist: „Du tanzt in dir, Ove, wo es keiner sieht.“
Dass sie auf ihrer Hochzeitsreise diesen tragischen Busunfall erleiden, Sonja danach querschnittsgelähmt und auf ihn angewiesen ist, passt ins Bild der Lebensgeschichte des Ove. David gegen Goliath, einer nur für sie gegen alle Widrigkeiten. Namentlich den Männern in weißen Hemden. Doch ich will nicht alles verraten.
Das mit dem Lachen habe ich jedenfalls auf Seite 10 schon verstanden. Das mit dem Weinen dann auf Seite 58.
Ich erkenne, dass in Ove ein tiefes Leid steckt, er den Sinn seines Lebens nach dem Tod seiner geliebten Frau im Festhalten an seinen Strukturen sucht. Doch als diese durch seine Frühverrentung plötzlich durcheinandergewirbelt werden, er am Tag danach feststellen muss, dass er Dienstagmorgens Zeit zum Ölen des Küchentisches hat, beschließt Ove, seinem Leben ein Ende zu setzen.
Doch „Shit happens“, seine neuen und alten Nachbarn machen das zunichte. Ein ums andere Mal wird er gestört, schimpft, streitet, aber hilft letzten Endes, repariert und steht zur Seite. Freundschaft und Liebe haben damit dieses Mal nichts zu tun, er folgt lediglich seinen Regeln: Nimm niemandem etwas weg, sorge für Recht, Ordnung und Gerechtigkeit. Ove sagt wenig, doch tut viel.
Parvaneh, die iranische Schwangere von nebenan, mag einen siebten Sinn für den ungeschliffenen Diamanten, der neben ihr wohnt, den Mann namens Ove, haben. Sie ist es am Ende, die ihn weichklopft. Reizt, herausfordert, anlacht und zart berührt. Die in ihm erkennt, was nur seine Sonja gesehen hatte. Stück für Stück vermag sie, ihn am Leben zu erhalten, einfach, weil sie ist wie sie ist und Ove nehmen kann wie er eben ist. So erfährt Ove, mürrisch und stur, in seinen letzten Jahren als Wahl-Opa das Glück einer Familie, nicht angeboren, sondern selbst gewählt.
Ein grandioses Buch, voller Emotionen und feiner Stimmungen, die der Autor in seiner ganz eigenen Sprache erzählt. Kurze Sätze, fast wie Regieanweisungen eines Drehbuchs. Sachlich schwebt er über den einzelnen Szenen und lässt mich Leserin eintauchen in die Empfindungswelt des Ove.
Sehr zu empfehlen allen, die jedweden Gefühlen, Trauer und Glück, Wut und Enttäuschung, Freundschaft und Liebe, zugetan sind.

Fredrik Backman
Ein Mann namens Ove
Roman
Fischer Taschenbuch
5. Auflage, März 2016
ISBN 978-3-596-19780-4
362 Seiten
Euro (D) 9,99 (A) 10,30

Gabi Kremeskötter: Impressionen Sept. 2016

Leser(innen)briefe

Liebe **eXperimenta**,
schade, dass ich seit April keine Infos mehr von euch per E-Mail bekomme.

Mit freundlichen Grüßen
Hendrik Bloem

Gabi Kremeskötter 2016

Wollsteins Cinemascope: The Visit

Eine außerirdische Begegnung - Kinostart: 22. September 2016

Ob es da draußen im All intelligentes Leben gibt, wissen wir nicht. Einerseits ist es wahrscheinlich bei der schier unermesslichen Zahl an Planeten, auf denen Bedingungen herrschen, die denen auf der Erde ähnlich sind, andererseits ist ein Nachweis nicht erbracht und ein gegenseitiger Besuch angesichts der Distanzen von Tausenden von Lichtjahren kaum zu erwarten.
Doch die menschliche Phantasie wünscht sich die Existenz von Aliens, versucht, ihnen etwas über uns und unsere Errungenschaften mitzuteilen – in den Voyager-Aufzeichnungen – und lauscht mit Riesenteleskopen in den Weltraum auf der Suche nach Beachtung.
Nun hat der dänische Konzeptkünstler und Regisseur Michael Madsen einen kühnen Film gedreht, in einem Genre, das es eigentlich nicht gibt: eine Dokumentation über ein Ereignis, das nicht stattgefunden hat, eben den Besuch einer außerirdischen Delegation. Deren Platz wird von der Kamera eingenommen und hochrangige Wissenschaftler, Militärs, Weltraumexperten, Politiker und UNO-Vertreter überlegen allen Ernstes, wie sich das wohl anfühlt, was sie sagen und fragen wollen.
Das hat etwas ziemlich Naives. Als ob ein Kind sich vorstellt, dem Weihnachtsmann leibhaftig zu begegnen. Unterhalten würde man sich natürlich auf Englisch, dessen die quer durch den Weltraum Gereisten mächtig wären. Man muss sich wundern, dass die irdischen Kapazitäten, die ja nicht auf der Brennsuppe daher geschwommen sind, bei so etwas mitmachen. Michael Madsen muss auch ein Überzeugungskünstler sein.
Tatsächlich erfahren wir in dem Film – wie zu erwarten – nichts über Außerirdische, denn die sind unvorstellbar, aber einiges über die Denkweise der Interview-Partner und der Menschen allgemein. Schon die bloße Annahme, es gäbe nicht menschliche intelligente Wesen, also jemanden, der weder Gott noch Tier ist, sondern uns völlig fremd, aber auf gleicher Augenhöhe begegnet, stellt unser So-Sein in Frage und beleuchtet bestenfalls die toten Winkel unserer (westlichen) Selbstwahrnehmung.
Wenn es total andere Welten und Wesen gibt, warum sind wir dann so wie wir sind? Was würde ein außerirdischer Beobachter an der Menschheit insgesamt bemerkenswert finden? Die Art des Lebens, die sich auf der Erde durchgesetzt hat, muss nicht die einzig mögliche sein. Verunsichert uns das? Sind das irdische Leben und schließlich der Mensch in einem gleichgültigen Universum zufällig dank entsprechender chemischer Umstände entstanden? Wir müssten uns von unserem Selbstbild als Krone der Schöpfung oder Ebenbilder Gottes verabschieden...
Aufschlussreich und geradezu rührend ist es, wie die Experten sich angesichts der möglichen Alien-Begegnung an ihr Fachgebiet klammern: Der Theologe und Ethikberater der französischen Raumfahrtagentur will wissen, ob der Besucher vom fremden Planeten zwischen Gut und Böse unterscheiden kann. Ein britischer Militär- und Öffentlichkeitsberater sorgt sich um die innere Sicherheit, falls die Menschen nicht durch geeignete Informationen beruhigt werden. Ein ehemaliger Admiral macht sich Gedanken über die Gründe der Landung und mögliche feindliche Absichten. Der Jurist, Experte für Weltraumrecht und Metarecht, möchte einen Vertrag schließen, ungefähr mit dem Inhalt: Tu uns nichts, dann tun wir dir auch nichts. Schutzanzüge werden vorgeführt. Ob das alles möglich und nützlich wäre?
Eine ehemalige Regierungssprecherin des Vereinigten Königreiches erkennt: „Wir können mit dem Unbekannten nicht umgehen. Wir müssen verstehen. So sind wir. So funktionieren wir."
Aber man wird ja mal ein bisschen ins Blaue spekulieren dürfen. Was wäre wenn? Die Frage ist menschlich, überflüssig, aber reizvoll.

Gabi Kremeskötter 2016

Termintipp

20 Jahre SIGNAThUR SCHWEIZ

Jubiläumsanlass am Sonntag, dem 23. Oktober, nachmittags, im Bodman-Literaturhaus Gottlieben TG

Liebe Mitglieder und Freunde unserer Vereinigung

Unsere Vereinigung gibt es immer noch, obwohl natürlich das Ausbleiben des HARASS für viele Autoren und Gastautoren schmerzlich ist. Aber da ist seit 2009 der von Klaus Rothe, Ermatingen, angeregte regelmäßige Monatsstamm, der Gelegenheit bietet, sich zu treffen und auszutauschen: in der Regel an jedem ersten Montag des Monats ab 16 Uhr im Hotel Bahnhof Kreuzlingen. Aus diesen Zusammenkünften sind diverse öffentliche Lesungen herausgewachsen.
Jedenfalls möchten wir es nicht unterlassen, unser 20-jähriges Bestehen mit einem abwechslungsreichen Programm zu feiern. Und: Der überfällige
HARASS 22 wird noch erscheinen.
Prof. Dr. Mario Andreotti wird den Festvortrag halten zum Thema

Gute Zeiten für Dichtung? Ein Blick hinter die Kulissen des heutigen Literaturbetriebs.

Die STAMM-Gruppe bietet mit einer Performance Einblick in ihr Jahresprojekt; u.a.m.
Im Anschluss gemeinsamer Imbiss zur Pflege der gegenseitigen Kontakte.

Wir freuen uns, dass uns (endlich!) das Thurgauische Literaturhaus Bodman an schönster Lage am Seerhein zur Verfügung gestellt wird. Bitte reservieren Sie sich den 23. Oktober 2016.

Kontakt:
LITERARISCHE VEREINIGUNG SIGNAThUR SCHWEIZ · 1996–2016
Gruppe Thurgau, Bodensee & Rhein, E-Mail: signathur@gmx.ch
Sekretariat: Bruno Oetterli Hb., CH-8582 Dozwil TG, Tel. +41 71·411 00

Bodensee-Literaturpreis 2016 an Peter Salomon

Den traditionsreichen, seit 1954 bestehenden Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen, der alle zwei Jahre vergeben wird, erhält dieses Jahr der Lyriker, Prosaist, Essayist, Literaturkritiker und Übersetzer Peter Salomon für sein bisheriges Gesamtwerk. Peter Salomon, der seine Kindheit und Jugend in Berlin verbracht hat, aber seit 1972 in Konstanz lebt und bis 1999 als Rechtsanwalt tätig war, ist in erster Linie Lyriker. Liest man seine Gedichte, so kommt einem unweigerlich Rolf Dieter Brinkmanns bekanntes Wort, „dass schlechthin alles […] ein Gedicht werden kann", in den Sinn. Salomon verfügt denn auch, für eine Lyrik in der Tradition der Neuen Subjektivität bezeichnend, über einen Reichtum an alltäglichen Themen sondergleichen: von Kindheitserlebnissen in Berlin über Begegnungen mit berühmten Boxern und Dichtern und über Naturbilder bis hin zum Einkaufsrummel in der Konstanzer Innenstadt. Dazu gesellt sich ein gewaltiger Formenreichtum: Da finden sich Prosagedichte und freie Rhythmen neben metrisch gebundenen Texten, kurze, epigrammatische Gedichte neben längeren Erzählgedichten, japanische Haiku neben Gedichtformen aus der abendländischen Lyriktradition.
Neben der Lyrik ist auch Peter Salomons Kurzprosa bemerkenswert, die stark an Johann Peter Hebels und Bertolt Brechts „Kalendergeschichten" erinnert und die sich stellenweise der experimentellen Prosa eines Heimito von Doderer annähert. Nicht unerwähnt bleiben dürfen Salomons zahlreiche Essays zur Gegenwartsliteratur, vor allem aber auch zum literarischen Expressionismus, als dessen Experte er geradezu gelten kann. Er war 1974 zudem Mitbegründer und Mitherausgeber der Konstanzer Literaturzeitschrift UNIVERS, die bis 1981 bestand, und ist seit 1992 Herausgeber der Reihe „Replik", in der er vorwiegend Expressionisten „aus dem Abseits der Moderne" porträtiert.
Peter Salomon kann den Bodensee-Literaturpreis am **9.Oktober 2016** im Kursaal Überlingen aus der Hand der Oberbürgermeisterin Sabine Becker entgegennehmen. Die Laudatio hält der St. Galler Literaturwissenschaftler und Dozent Mario Andreotti, der Mitglied der Jury ist.

Gabi Kremeskötter 2016

Termintipp

Für alle Schriftsteller(innen) zur Information

Auf den folgenden Seiten finden Sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind. Sollten Sie an einem der Wettbewerbe teilnehmen, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der **eXperimenta**
Sabine Reitze

Aphorismen- und Gedichtwettbewerb 2016/17

Die süße Jagd nach Bitternissen
Kleine und große Bitternisse können unserer Leben beschweren, uns in ihren Bann ziehen, unsere gute Laune eintrüben oder uns lähmen. Oft scheinen sie uns wie Schicksalsschläge zu ereilen; nicht selten aber auch scheinen wir sie zu suchen und nicht eher locker zu lassen, bis wir ihre bittere Süße oder süße Bitterkeit spüren und immer wieder spüren.

„Die süße Jagd nach Bitternissen" ist das Motto des Stefan Hölscher & Geest-Verlag Literaturwettbewerbs 2016/17. Eingereicht werden können Gedichte und Aphorismen. Pro Einsender können in der Kategorie Gedichte bis zu drei Gedichte auf maximal drei Normseiten DIN A 4 (max. 30 Zeilen x 60 Anschläge) und in der Kategorie Aphorismus max. vier Aphorismen auf einer Seite in deutscher Sprache eingereicht werden. Es ist möglich, Einsendungen für eine der beiden oder auch für beide Kategorien zu machen. Einsendungen mit mehr als drei Gedichten auf drei Normseiten oder mehr als vier Aphorismen werden nicht berücksichtigt. Ebenso mehrere Einsendungen vom gleichen Einsender.

Mit der Einreichung der Texte verbunden ist die Zusicherung, dass die eingereichten Texte selbst verfasst sind, dass sie frei von Rechten Dritter sind und solche Rechte auch nicht verletzen. Ebenfalls verbindet sich mit der Einreichung der Texte das Einverständnis des Autors zur Veröffentlichung der Texte in der Anthologie, auf den Seiten des Geest-Verlages und zu Werbezwecken für die Anthologie im Internet etc. Der Autor erlaubt mit seiner Einreichung auch, dass bei Lesungen aus der Anthologie sein Text/seine Texte durch Dritte gelesen werden können, wenn der Autor nicht zur Verfügung steht.

Ein Honorar für die Veröffentlichung wird nicht entrichtet. Die Jury entscheidet nach eigenem freien Ermessen sowohl über die Preisvergabe wie auch die Frage der Veröffentlichung einzelner Beiträge. Ein Rechtsanspruch auf Veröffentlichung besteht in keinem Fall. Eingereichte Texte werden weder vom Verlag noch von den Mitgliedern der Jury archiviert.
Die Beiträge sind zu senden an folgende E-Mailadresse:
politischelyrik2015@geest-verlag.de
oder per Briefpost an den Verlag:
Geest-Verlag
Lange Straße 41 a
49377 Vechta

Die Preisverleihung ist in Berlin.
Die Veröffentlichung der Anthologie ist für das erste Quartal 2017 geplant.

Die Preisverleihung und Preisträgerlesung findet statt am Samstag, 25.März 2017, im Buchhändlerkeller Carmerstraße 1, 10623 Berlin-Charlottenburg.

Die Preisträger sowie die Autorinnen und Autoren, von denen Beiträge in der Anthologie veröffentlicht werden, erhalten ein Freiexemplar der Anthologie, die in öffentlichen Lesungen Ende des ersten Quartals 2017 vorgestellt werden wird.

Jurymitglieder des Wettbewerbs werden sein:
Stefan Hölscher (Autor und Initiator des Wettbewerbs),
Alfred Büngen (Verleger, Lektor und Autor)
Kathrin B. Külow (Autorin und 1. Preisträgerin des Stefan Hölscher & Geest-Verlag Literaturwettbewerbs 2015/16)
Holger Dauer (Autor und 3sat-Onlineredakteur)

Wir wünschen Ihnen und Euch viel Freude beim Schreiben und sind gespannt auf die Beiträge!

Dotierung:
Die Preisgelder: In der Kategorie Gedicht wie auch in der Kategorie Aphorismus gibt es je einen ersten und einen zweiten Preis:
1. Preis: Euro 200,-
2. Preis: Euro 100,-

Einsendeschluss ist der 30.Oktober 2016

Webseite: http://www.geest-verlag.de/

12. Nettetaler Literaturwettbewerb

Prosa, Kurzprosa, Texte (allgemein)

1. Personen ab 18 Jahren
2. Das Teilnahmegebiet ist beschränkt auf das Land NRW. Die Teilnehmer/innen müssen ihren Wohnsitz in NRW haben.
3. Teilnahmeberechtigt sind nur Personen, die bereits eine Buchveröffentlichung bzw. einen Beitrag in einer Anthologie nachweisen können. Veröffentlichungen im Eigenverlag (self-publishing) werden nicht als Nachweis anerkannt, auch keine Zeitschriften- und Zeitungsbeiträge

Bewerbung:
1. Manuskript in gedruckter Form (1,5-zeilig), in vierfacher Ausfertigung
2. Es können bis zu fünf DIN-A-4 Seiten eingereicht werden (möglich sind auch Auszüge aus einem größeren Werk)
3. Das Manuskript darf keinen Hinweis auf Autor/Autorin tragen
4. Dem Manuskript ist ein gesondertes Blatt beizufügen mit Name, Adresse, Telefonnummer oder E-Mail-Adresse und Alter des Einsenders; außerdem der bibliographische Nachweis einer Veröffentlichung
5. keine Mundarttexte

Besonderer Hinweis:
1. Die Jury wählt aus den eingereichten Beiträgen den/die Preisträger/in aus und zusätzlich drei Kandidaten/innen für die Bewerbung um den Publikumspreis.
2. Die vier Kandidaten/innen lesen in einer öffentlichen Veranstaltung ihre eingereichten Texte

Wettbewerbe

3. Die Jury gibt nach der Lesung den Preisträger/die Preisträgerin bekannt
4. Sollte die Publikumsentscheidung mit der Entscheidung der Jury übereinstimmen, erhält der Preisträger/die Preisträgerin Euro 2000,-

Kontaktmöglichkeit:
- Telefonisch unter 02153/ 72031
- stadtbuecherei@nettetal.de
- Stadtbücherei Lobbericher Str. 1 41334 Nettetal

Verleihung:
Die Preisverleihung findet statt im Rahmen einer Lesung am Sonntag, den 12. März, 17 Uhr, in der Stadtbücherei Nettetal.
Gestiftet von Sponsoren
Gefördert mit Mitteln der Nettetaler Stiftung der Sparkasse Krefeld

Juroren: Marco Jonas Jahn - Autor und Bühnenpoet aus Mönchengladbach; Maren Jungclaus - Literaturbüro NRW in Düsseldorf; Dorian Steinhoff - Autor und Literaturvermittler aus Düsseldorf

Dotierung:
Jurypreis: Euro 1500,- (der Preis kann aufgeteilt werden)
Publikumspreis: Euro 500,-

Einsendeschluss ist der 31. Oktober 2016.

Webseite: http://www.nettetal.de

KaroKrimiPreis 2017 - Wiener Weihnachtskrimis

Wir suchen unveröffentlichte Kurzkrimis in deutscher Sprache zum Thema: „Mörderische Weihnachten in Wien"
Spannend, skurril, mit viel Lokalkolorit und Humor!
Die Kurzkrimis dürfen maximal 25.000 Zeichen inkl. Leerzeichen umfassen (nur ein Text pro Teilnehmer, bei Mehrfacheinsendungen werden alle Texte des Teilnehmers ausgeschlossen).
Die Krimis müssen enthalten: – viel Wiener Lokalkolorit – viel Weihnachts- und Winteratmosphäre – Spannung, Humor und „das besondere Etwas".
ACHTUNG! Man muss nicht aus Wien sein, um einen klasse Wien-Krimi zu schreiben!
Die Jury nominiert aus den anonymisierten Texten die zwölf besten Kurzkrimis, aus diesen ermittelt die Jury dre Preisträger. – Die Mitglieder der Jury geben wir im Winter 2016, den Ort der Preisverleihung bis Mai 2017 auf unserer Webseite und per E-Mail bekannt.
Bewerbung
Zusendung der Krimis: nur per E-Mail!
Bitte senden Sie zwei Word-Dateien (nur Format .doc, nicht .docx! oder andere) wie folgt:
- 1x den Krimi nur mit Ihrem Kennwort (keine Zahlen, bis zu sieben Buchstaben) versehen, ohne Autorenname usw.
- 1x Ihre Kurzbiografie (nicht mehr als 100 Anschläge), inkl. Ihrem Kennwort und Ihren Kontaktangaben

Per E-Mail an: weihnachtskrimis2017@edition-karo.de

Besonderer Hinweis:
- Mit seiner Einsendung akzeptiert der/die Teilnehmer/in die Ausschreibungsbedingungen und versichert, dass der Beitrag unveröffentlicht und frei von Rechten Dritter ist.
- Mit seiner Einsendung erklärt sich der Autor/in mit einer evtl. (leichten) Bearbeitung/Lektorierung des Textes und mit der Veröffentlichung in der u. g. Anthologie einverstanden.

- Alle nominierten Krimis inkl. der drei Preisträger erscheinen in einer Anthologie im Herbst 2017.

Alle Teilnehmer werden rechtzeitig von uns per E-Mail benachrichtigt, ob ihr Beitrag zu den nominierten bzw. den platzierten Krimis gehört oder nicht.

Kontaktmöglichkeit:
weihnachtskrimis2017@edition-karo.de
http://www.weihnachtskrimis.de/
http://www.weihnachtskrimis.de/KaroKrimiPreis%202017%20-%20Ausschreibung...

Dotierung:
1. Preis: Euro 300,-
2. Preis: Euro 200,-
3. Preis: Euro 100,-
Alle nominierten Autoren erhalten je zwei Belegexemplare der Anthologie.

Einsendeschluss ist der 31. Oktober 2016.

Webseite: http://www.weihnachtskrimis.de

Jugend-Literaturwettbewerb der Gemeinde Stockstadt am Rhein

An diesem Wettbewerb der Gemeinde Stockstadt am Rhein und der Sparkassenstiftung können alle Jugendlichen teilnehmen, die im Kreis Groß-Gerau wohnen oder dort eine Schule besuchen.
Wer 14 bis 18 Jahre alt ist und gerne schreibt, ist zur Teilnahme eingeladen. Die Siegertexte des Wettbewerbs werden im Siegerbuch veröffentlicht (zusammen mit denen des parallelen Wettbewerbs für Erwachsene), zudem warten attraktive Geldpreise als Lohn für Kreativität, Fantasie und etwas Mut.
Das Thema „Unschuld" lässt sich verschieden auslegen: Nicht nur Richter sprechen Menschen schuldig oder unschuldig, sondern jeder tut das zuweilen. Ist Unschuld dasselbe wie ein gutes Gewissen? Kann man sich von Schuld befreien und wieder unschuldig werden? Wenn dir dazu eine Geschichte einfällt: Schreib sie auf! Möglichst sollten die Beiträge irgendwo in Südhessen spielen.

Bis zum 15. November 2016 kannst du eine Geschichte einreichen – Gedichte, Hörspiele oder Theaterstücke sind nicht zugelassen. Der Text muss in deutscher Sprache sein, die Beurteilung erfolgt durch eine neutrale Jury.
In dem Siegerbuch „Unschuld" werden alle prämierten Texte abgedruckt. Zur Eröffnung der Buchmesse im Ried mit Bekanntgabe der Sieger und Vorstellung ihrer Texte lädt die Gemeinde Stockstadt am 11. März 2017 ein.

Bewerbung:
Es können alle Personen im Alter von 14 bis 18 Jahren teilnehmen, die im Kreis Groß-Gerau wohnen oder dort eine Schule besuchen, entscheidend ist das Alter am 15. November 2016.
Besonderer Hinweis:
Mit dem Beitrag ist das Teilnahmeformular einzureichen, das auf der Website zu finden ist.
Kontaktmöglichkeit
wettbewerb@riedbuchmesse.de
Verleihung:
Verliehen werden die Preise am 11. März 2017 bei der Eröffnung der Buchmesse im Ried in Stockstadt am Rhein.

Dotierung:
Euro 500.,-
Preisaufteilung:
Über die Zahl der Preise und die Aufteilung des Preisgeldes entscheidet die Jury nach Sichtung der eingegangenen Beiträge.

Einsendeschluss ist der 15. November 2016.

Webseite: http://www.riedbuchmesse.de

21. Literaturwettbewerb der Gemeinde Stockstadt am Rhein

Seit 1996 lädt die Gemeinde Stockstadt alljährlich zu ihrem Literaturwettbewerb anlässlich der Buchmesse im Ried ein. In diesem Jahr steht der Wettbewerb unter dem Motto „Unschuld". Alle Interessierten sind aufgerufen, ihre selbst geschriebenen Geschichten einzureichen. Inhaltlich sollen die Beiträge eine Verbindung zur Region Südhessen haben.
Der Wettbewerb soll besonders Autorinnen und Autoren aus dem Großraum Rhein-Main-Neckar fördern. Die Siegertexte der bisherigen Wettbewerbe wurden zusammengefasst in 20 Büchern, von „Menschen im Ried" (1997) bis „Freiheiten" (2016). Sie haben zusammen schon über 150 preisgekrönte Autoren einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht.
Attraktive Geldpreise warten auf die Gewinner: es stehen insgesamt 2500 Euro für die besten Teilnehmer bereit. Jeder kann mitmachen, ob erfahren oder Neuling, alt oder jung; gefragt sind Kreativität, Phantasie – und etwas Mut. Bei der Eröffnung der Buchmesse im Ried im nächsten März werden die Preise vergeben und das Buch mit den Siegertexten erstmals vorgestellt. Erst dann erfahren alle Teilnehmer, ob sie unter den Siegern sind.
Das Thema lässt sich vielfältig auslegen: „Unschuld" gibt es im juristischen und im moralischen Sinne – und spannend wird es, wenn sich die beiden Bewertungen unterscheiden. Mit Fragen von Schuld oder Unschuld befassen sich Historiker, aber auch Kirchen. Ist Unschuld gleich gutes Gewissen? Wenn auf Schuld die Sühne folgt, was folgt dann auf Unschuld?
Bis zum 15. November können Kurzgeschichten, Novellen, Essays oder andere Prosastücke für Erwachsene in deutscher Sprache eingereicht werden. Gedichte, Hörspiele oder Theaterstücke sind zum Wettbewerb nicht zugelassen. Die Beurteilung erfolgt durch eine neutrale Jury.
In dem Siegerbuch „Unschuld", das im nächsten Frühjahr erscheint, kommen alle prämierten Texte zum Abdruck. Die Bekanntgabe der Sieger und die Vorstellung ihrer Texte erfolgt bei der Eröffnung der zwanzigsten Buchmesse im Ried, zu der die Gemeinde Stockstadt am Rhein am 11. März nächsten Jahres

einlädt. Beiträge sind beim Kulturamt der Gemeinde Stockstadt am Rhein einzureichen, zusammen mit dem ausgefüllten und unterschriebenen Teilnahmeformular.
Bewerbung:
Der Wettbewerb steht allen Autoren offen, soll aber besonders Autorinnen und Autoren aus dem Großraum Rhein-Main-Neckar fördern. Es wird daher von allen Teilnehmern die Anwesenheit bei der Preisverleihung (Eröffnungsfeier der Buchmesse im Ried) am 11. März 2017 in Stockstadt erwartet, erst bei dieser Veranstaltung werden die Preisträger bekanntgegeben (Modell Oscar-Verleihung).
Besonderer Hinweis:
Mit dem Text ist das Teilnahmeformular einzureichen, das auf der Website veröffentlicht ist.
Kontaktmöglichkeit:
wettbewerb@riedbuchmesse.de

Teilnahmebeschränkungen:
Es können Prosatexte jeder Art eingereicht werden, die sich an Erwachsene richten (keine Geschichten für Kinder). Inhaltlich sollen die Beiträge eine Verbindung zur Region Südhessen haben.

Dotierung:
Euro 2500,-
Preisaufteilung:
Die Jury entscheidet nach Sichtung der eingereichten Beiträge, wie viele Preise vergeben und wie diese dotiert werden. Beim vorigen Wettbewerb (Preisverleihung März 2016) gab es einen 1. Preis, je drei 2. und 3. Preise, vier Förderpreise und zwei Spezialpreise.
Einsendeschluss ist der 15. November 2016.

Webseite: http://www.riedbuchmesse.de

Gabi Kremeskötter: Impressionen Sept. 2016

Impressum

eXperimenta Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V. Dr.-Sieglitz-Straße 49 in 55541 Bingen

Chefredaktion: Gabi Kremeskötter

Redaktion: Philip J. Dingeldey (Social-Media), Bastian Exner, Rüdiger Heins, Sabine Reitze, Kajo Schleidweiler (Endkorrektur), Franziska Schmetz

Korrespondenten: Prof. Dr. Mario Andreotti (CH), Jürgen Janson, Marlene Schulz, Xu Pei

Layout und Gestaltung: Franziska Schmetz

Webmaster: Christoph Spanier

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Redaktionsanschrift:

Rheinland-Pfalz **eXperimenta**, Dr.-Sieglitz-Straße 49, 55411 Bingen

Auflage: 20.000

Einsendungen erwünscht!

Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an: redaktion@eXperimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich.

Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige

Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de: 0131- eXperimenta-2016-094

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien und Illustrationen: August Maria Aisbrandt, Jürgen Janson, Gabi Kremeskötter, Robert Linke, Christian Sünderwald, Peter Paul Wiplinger

Titelbild: Gabi Kremeskötter

Die **Printausgabe** kann bei Print Service Listl per E-Mail bestellt werden: print-listl@gmx.de

Unkostenbeitrag Euro 12,- zzgl. 19% MwSt und Versandkosten.

Die Redaktion ist nicht am Umsatz beteiligt.

Bei der Bestellung in der E-Mail bitte die Postanschrift mitteilen.

Gabi Kremeskötter: Goldener Wein 2016

eXperimenta

Herbst 16/

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Haiku

Gabi Kremeskötter

Nebeldunst über dem Tal
Die Nilgans weckt mich
Kirschkuchen am Nachmittag

Die **eXperimenta** veröffentlicht seit Dezember 2011 die Rubrik „Trilogie".
Hier erschienen bisher Texte von Cornelia Becker, Gabi Kremeskötter, Maja Rinderer, Marcela Ximena Vásquez Alarcón, Rafael Ayala Paéz, Ingritt Sachse, Ilona Schiefer, Cuti, Johannes Kühn, Charles Bukowski, Gioconda Belli, Arnfrid Astel, Bertram Kottmann /Emily Dickinson, Sören Heim, Rüdiger Heins, Xu Pei, Şafak-Sariçiçek, Jan Pönnighaus und aktuell Jens-Philipp Gründler.

Gabi Kremeskötter 2016

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben www.inkas-institut.de